



**Deutsche  
Internierten Zeitung.**



Rückkehr deutscher Minensucher.



# Die besten Schuhwaren

sind:

◆◆ Marke Weill ◆◆

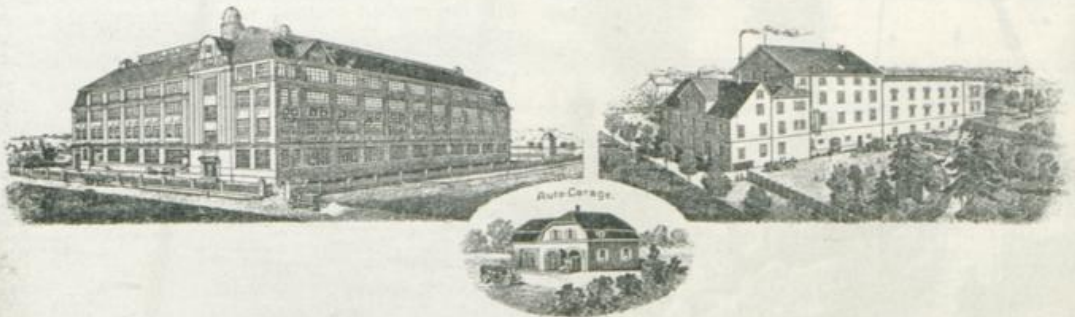
Marke High life

Marke Columbus

Zu kaufen in allen bessern Schuhgeschäften



≡≡≡ Alleinige Sabrikanten: ≡≡≡



## Schuhfabriken Weill A. & B.

in Kreuzlingen.

An Private wird nicht verkauft.





## Die Osterbotschaft unseres deutschen Kaisers.

Der Kaiser hat an den Reichskanzler und Präsidenten des preußischen Staatsministeriums Dr. v. Bethmann-Hollweg folgenden Erlaß gerichtet:

Noch niemals hat sich das deutsche Volk so fest gezeigt wie in diesem Kriege. Das Bewußtsein, daß sich das Vaterland in bitterer Notwehr befand, übte eine wunderbar versöhnende Kraft aus und trotz aller Opfer an Blut draußen im Feld und schweren Entbehrungen daheim ist der Wille unerschütterlich geblieben, für den siegreichen Endkampf das Letzte einzusetzen. Nationaler und sozialer Geist verstanden und vereinigten sich und verliehen uns andauernde Stärke. Jeder empfand, was in langen Jahren des Friedens unter manchen inneren Kämpfen aufgebaut ward, das war doch der Verteidigung wert. Leuchtend stehen die Leistungen der gesamten Nation in Kampf und Not vor meiner Seele. Die Erlebnisse dieses Ringens um den Bestand des Reiches leiten mit erhabenem Ernste eine neue Zeit ein.

Als dem verantwortlichen Kanzler des deutschen Reiches und ersten Minister meiner Regierung in Preußen liegt es Ihnen ob, den Erfordernissen dieser Zeit mit den rechten Mitteln und zur rechten Stunde zur Erfüllung zu verhelfen. Bei verschiedenen Verhältnissen haben Sie dargelegt, in welchem Geiste die Formen unseres staatlichen Lebens auszubauen sind, um für die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes Raum zu schaffen. Die Grundsätze, die Sie dabei entwickelt, haben, wie Sie wissen, meine Billigung. Ich bin mir dabei bewußt, dabei in den Bahnen meines Großvaters, des Begründers des Reiches zu bleiben, der als König von Preußen mit der Militär-Organisation und als deutscher Kaiser mit der Sozialreform monarchische Pflichten vorbildlich erfüllte und die Voraussetzung dafür schuf, daß das deutsche Volk in einmütigem inbrünstigem Ausharren diese blutige Zeit überstehen wird.

Die Wehrmacht als wahres Volksheer zu erhalten, den sozialen Aufstieg des Volkes in allen seinen Schichten zu fördern, ist von Beginn meiner Regierung an mein Ziel gewesen. Bestrebt, in fest bewährter Einheit zwischen Volk und Monarchie dem Wohle der Gesamtheit zu dienen, bin ich entschlossen, den Ausbau unseres inneren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, so wie die Kriegslage es gestattet, ins Werk zu setzen.

Noch stehen Millionen Volksgenossen im Felde, noch muß der Austrag des Meinungsstreites hinter der Front, der bei einer eingreifenden Verfassungsänderung unvermeidlich ist, im höchsten vaterländischen Interesse verschoben werden, bis die Zeit der Heimkehr unserer Krieger gekommen ist, und sie selbst am Fortschritt der neuen Zeit mitraten und taten können. Damit aber sofort beim glücklichen Ende des Krieges, das, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht mehr fern ist, das Nötige und Zweckmäßige auch in dieser Beziehung geschehen kann, wünsche ich, daß die Vorbereitungen unverweilt abgeschlossen werden.

Mir liegt die Umbildung des preußischen Landtages und die Befreiung unseres gesamten innerpolitischen Lebens von dieser Frage besonders am Herzen. Für die Änderung des Wahlrechtes zum Abgeordnetenhaus sind auf meine Weisung schon zu Beginn des Krieges Vorarbeiten gemacht worden. Ich beauftrage Sie nunmehr, mir bestimmte Vorschläge des Staatsministeriums vorzulegen, damit bei der Rückkehr unserer Krieger diese für die innere Gestaltung Preußens grundlegende Arbeit schnell im Wege der Gesetzgebung durchgeführt werde. Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr. Der Gesetzesentwurf wird ferner unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten vorzusehen haben. Die Verdienste des Herrenhauses und seine bleibende Bedeutung für den Staat wird kein König von Preußen verkennen. Das Herrenhaus wird aber den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt.

Ich handle nach den Überlieferungen großer Vorfahren, wenn ich bei der Erneuerung wichtiger Teile unseres festgefügtten und sturmerprobten Staatswesens einem treuen, tapferen, tüchtigen und hochentwickeltem Volke das Vertrauen entgegenbringe, das es verdient. Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß alsbald bekannt zu geben.

Großes Hauptquartier, den 7. April 1917.

gez. Wilhelm I. R.

gez. von Bethmann-Hollweg.



## Die Kriegslage.

(Vom 2. bis 15. April.)

Die Rückzugsbewegung an der deutsch-französisch-englischen Front war auch in der ersten Aprilwoche noch nicht zu Ende gegangen. Wie bisher hielten die Deutschen die Taktik ein, hier und da Gegenstöße zu machen, vor überlegenen Kräften aber nach einem gewissen Widerstande oder auch schon vor dem feindlichen Angriffe zurückzugehen. Dabei lag bei Beginn der zweiten Aprilwoche die englisch-französische Linie so, daß zwar die bisher neben Arras als Richtpunkte angegebenen Plätze St. Quentin, La Fère, Vailly sämtlich noch in deutschem Besitz waren. Aber St. Quentin war halbkreisförmig im Süden und Norden umfaßt und lag seit dem 6. April unter französischem Feuer. Demnach scheint auf deutscher Seite nicht die Absicht zu bestehen, die Stadt dauernd zu halten. Versuche der Franzosen, von Reims aus nach Norden vorzustoßen, brachten den Deutschen 840 Gefangene ein. Sonst war von dieser Front für diese Woche als wesentlich nur die große Überlegenheit zu erwähnen, die die deutschen Flieger wieder bewiesen. Nach deutschen Berichten sind in zwei Tagen nicht weniger als 58 englisch-französische Flugzeuge abgeschossen worden, denen der Verlust von nur acht deutschen Flugzeugen und zwei Fesselballons gegenübergestellt wird; einem deutschen Flieger (Leutnant v. Bertrab) konnte die Vernichtung von vier feindlichen Flugzeugen in einem einzigen Gefecht zugeschrieben werden.

Von dem russisch-rumänischen Kriegsschauplatz wurden eine Reihe von Einzelunternehmungen beider Parteien gemeldet, von denen nur die Eroberung des Brückenkopfes Toboly am Stochod etwas größere (aber doch auch nur örtliche) Bedeutung hat; hier wurden fast 10000 Russen gefangen genommen und entsprechende Beute gemacht. In den letzten Wochen sind zwei deutsche Luftschiffe verloren gegangen.

In Mazedonien gab es nur Scharmützel. Auch an der italienischen Front ist es durchaus beim Kleinkrieg geblieben; indessen macht es immer mehr den Eindruck, als ob der größere Wagemut sich bei den Österreichern befände und die Italiener sich mehr und mehr auf die Verteidigung beschränkten.

Die früher an dieser Stelle erörterte Frage, ob sich die Vorstöße der Ententetruppen in Asien zu einem allgemeinen Angriff auf die türkischen Truppen in Asien entwickeln würden, muß nunmehr bejahend beantwortet, zugleich aber auch die später ausgesprochene Vermutung bestätigt werden, daß dieses planmäßige Vorgehen zur Zeit wenigstens zum Stillstand gebracht worden ist. Auf der Sinaihalbinsel sind die Engländer nach dem Gefecht bei Gaza tatsächlich zurückgegangen, nach ihrer Angabe wegen Wassermangels. Für die Tigrisfront sind die gegnerischen Meldungen schwer mit einander in Einklang zu bringen;

immerhin kann von erheblichen Fortschritten der Engländer bestimmt nicht die Rede sein. Gefährlich bleibt die Lage für die Türken vorläufig gleichwohl, da die Russen auf der Straße Teheran-Kermanschak-Bagdad bis Khanikin vorgedrungen sind und dort den Engländern die Hand gereicht haben. Energische Vorstöße aus der Gegend des Van-Sees, der von den Russen beherrscht wird, könnten trotz der großen Entfernung von etwa 500 Kilometer von dort bis Khanikin üble Verhältnisse für die türkischen Streitkräfte in Mesopotamien schaffen.

Das Auftreten eines neuen deutschen Kaperschiffes im Atlantischen Ozean hat nach bisherigen Nachrichten 10 Opfer gefordert, von denen fünf auf 16000 Tonnen beziffert werden, ein elftes Schiff ist mit etwa 200 Matrosen dieser Schiffe nach Rio de Janeiro geschickt worden. Ob das Gerücht, daß in Ostasien die Schiffsversicherungen wegen Auftretens eines ähnlichen Kaperkreuzers im Stillen Ozean auf zehn bis zwölf vom Hundert emporgeschwungen sind, auf Tatsachen beruht, ist noch ungewiß.

Ein besonders hohes Ergebnis des Unterseeboots- und Kreuzerkrieges meldet ein vorläufiger amtlicher deutscher Bericht für den vergangenen Monat. Einschließlich 59000 Tonnen aus der Beute der „Möwe“, die bisher noch nicht verrechnet waren, sind 861000 Tonnen Schiffsraum versenkt worden. Demgegenüber stehen die Verluste von sechs U-Booten in den beiden Monaten Februar und April zusammen. Wie schon aus der Ausdehnung des Sperrgebietes auf die Gewässer des Nördlichen Eismeres geschlossen werden durfte, hat der Zuwachs an neuen Booten diesen Verlust weit übertroffen. Die entgeltigen Zahlen für Monat März können erst gegen Ende dieses Monats angegeben werden.

Die zweite Woche des Monats hatte gegenüber der ersten ein gänzlich anderes Aussehen. Am 9. April vormittags begannen die Engländer nach einer artilleristischen Vorbereitung, die selbst diejenige der Sommeschlacht an Heftigkeit bei weitem übertroffen haben soll, die längst angekündigte Offensive; wahrscheinlich in etwas kürzerer Front, als sie ursprünglich, d. h. vor der Zurücknahme eines Teiles der deutschen Linien, geplant war. Immerhin breitete sich der Hauptstoß aus der Gegend von Lens über Arras nach Süden hinaus bis Henin, im ganzen über rund 20 Kilometer aus. Noch weiter südlich in der Richtung auf Cambrai vorgetragene Stöße waren schwächer und dienten nur zur Beschäftigung der hier stehenden deutschen Truppen. Die Schlacht war am Ende der Woche noch nicht beendet. Mit welchem Aufgebot an Material sie von den Engländern geführt wird, geht aus der Angabe hervor, daß am 11. nicht weniger als 15 Tanks von



ihnen ins Treffen geführt wurden, von denen übrigens nach einem deutschen Berichtersteller über die Hälfte durch Artillerie kampfunfähig gemacht worden ist. Wie bisher stets bei diesen Trommelfeuerschlachten hat auch diesmal der Angreifer einen nicht unerheblichen Erfolg davongetragen, der im Vortragen der Gefechtslinie, in der Gefangennahme dieser Grabenbesetzungen und der Erbeutung reichlichen Materials besteht. Die Angriffslinie lag zu etwa drei Vierteln auf der noch nicht zurückgenommenen Front, die bisher in einem östlichen Halbkreis von etwa 3 Kilometer Abstand um die Mitte der Stadt Arras herumschwenkte; jetzt ist dieser Halbmesser auf 8 bis 9 Kilometer vergrößert worden. Dazu melden die Engländer 13000 Gefangene, 166 Geschütze und 250 Maschinengewehre als Beute, dem die Deutschen bisher nur 1160 Gefangene und 53 Maschinengewehre gegenüberzustellen haben. Wie bei den früheren Durchbruchversuchen, die zunächst von starken Erfolgen begleitet waren, ist auch diesmal die Schlacht zum Stehen gekommen, wenn sie sich auch noch einige Kilometer weiter nach Norden bis südlich Loos ausgedehnt hat.

Während der ganzen Woche haben die Franzosen auf der westöstlich gerichteten Linie von Vailly bis an die Argonnen heran starkes Artilleriefeuer, zeit- und stellenweise bis zum Trommelfeuer gesteigert, unterhalten. In den letzten Tagen der Woche wurden dazu zahlreiche Erkundungsvorstöße auf dieser Front gemeldet. Ob diese Vorgänge als Vorbereitungen für einen allgemeinen Angriff auch auf dieser Kampflinie gedeutet werden müssen oder ob sie nur eine Fortnahme von Truppen nach der englischen Angriffsstelle verhüten sollen, muß die allernächste Zukunft lehren. Einzelangriffe der Franzosen in diesen Gegenden sind zurückgewiesen worden, so daß die Front nun in der Linie Lens-St. Quentin-La Fère-Vailly verläuft.

Die Fliegerkämpfe sind auch in dieser Woche in großem Ausmaße zugunsten der Deutschen weitergegangen. Dabei hat Rittmeister v. Richt-hofen seinen vierzigsten Sieg errungen. — Prinz Friedrich Karl von Hohenzollern ist nun doch seiner schweren Verwundung, die er als Flieger erhielt, erlegen. Die amtliche deutsche Meldung für den Monat März gibt 161 vernichtete Flugzeuge und 19 herabgeholte Fesselballons bei den

Gegnern und 45 eigene Flugzeugverluste an (keinen Ballon).

Das Hauptereignis der Berichtszeit ist die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika an Deutschland. Ihre augenblickliche Wirkung auf den Krieg besteht in der Auslösung großen Jubels und demnach wahrscheinlich auch einer Hebung des Kampfgeistes auf seiten der Ententemächte. Das ist nicht wunderbar, steigt doch damit das Verhältnis der nun im Kampfe stehenden Bevölkerungen auf 13 zu 2 (mit China sogar 16 zu 2). Nach französischen Blättern soll das Ereignis in Deutschland große Nervosität ausgelöst haben. In der deutschen Presse ist davon nichts zu merken; sie stellt sich auf den abwartenden Standpunkt. Immerhin ist diese Verstärkung der Entente von den Mittelmächten keineswegs auf die leichte Achsel zu nehmen. Denn wenn auch ein wirksames militärisches Eingreifen des neuen Kriegsteilnehmers erst in weiter Ferne in Frage kommen kann, so wird doch den Verbandsmächten zweifellos und sehr bald eine sehr wesentliche finanzielle Erleichterung gewährt werden, die doppelt bedeutungsvoll ist, weil Frankreich und Italien sich bereits großen Schwierigkeiten in der Geldbeschaffung gegenübersehen. Die italienische Presse frohlockt deshalb auch sehr über die Aussicht auf eine „finanzielle gemeinsame Front“. Außerdem wird aber der Druck auf die übrigen Neutralen, den Präsident Wilson schon beim Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland ausübte, in viel stärkerem Maße von neuem zu erwarten sein. Und schließlich wird die amerikanische Flotte zwar ebensowenig wie die englische zum Angriff auf die deutschen Küsten vorgehen, aber sie kann doch hier und da den deutschen Kreuzern, Unterseebooten und den — Neutralen lästig fallen.

Daß die anderen amerikanischen Staaten, die teilweise in vollständiger wirtschaftlicher Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten sind, vielfach nun auch noch weiter von den Mittelmächten abrücken werden, ist zu erwarten. Bereits haben Kuba den Krieg, und Brasilien sowie Panama den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland erklärt.

Nach einer halbamtlichen Mitteilung beträgt die Zahl der französischen Gefangenen in Deutschland 361450.

## Imperialismus.

(Leutnant Dr. Ahrens in Heiden).

Die gegenwärtige Zeit weist eine Fülle von Schlagwörtern auf, unter denen das vom Imperialismus eine nicht geringe Rolle spielt. Die Presse, Flugschriften, wissenschaftliche Werke u. a. bedienen sich dieses Wortes zu den verschiedensten Zwecken. Besonders wird in derartigen Äußerungen dem imperialistischen Streben einzelner

Staaten die Ursache des jetzigen gewaltigen Krieges zugeschrieben. Viele Zeitgenossen mögen sich wohl auch von der Bedeutung dieses Fremdwortes eine bestimmte Vorstellung gemacht haben. Ob diese indessen in allen Fällen als zutreffend bezeichnet werden kann, mag bei der verschiedenartigen Auslegung zweifelhaft sein, die einzelne



Regierungen, gelehrte Theoretiker und Männer der diplomatischen Praxis dem Imperialismus begriff gegeben haben. Eine kurze Plauderei über den Imperialismus dürfte deshalb angebracht sein, soweit dies im Rahmen einer kurzen Besprechung möglich ist.

Das Wort „Imperialismus“ hat seine sprachliche Wurzel in dem lateinischen „imperare“ (befehlen, herrschen). Dementsprechend läßt sich der Begriff des Imperialismus, wie er sich im Laufe der Zeiten herausgebildet hat in verallgemeinerter Form als ein Bestreben erklären, die gesamte Menschheit zu einem Weltstaate zusammenzufassen oder unter einige Großstaaten aufzuteilen. Der Großstaat auf imperialistischer Grundlage ist also nicht gleichbedeutend mit der sogen. Großmacht im heutigen völkerrechtlichen Sinne.

Dieses imperialistische Streben kann erreicht werden einmal durch Waffengewalt (Eroberung) und zum andern auf friedlichem Wege entweder durch Kolonisation halb- oder unkultivierter Völker oder durch politischen Zusammenschluß mehrerer selbständiger Staaten.

Der Imperialismus ist nicht etwa ein Produkt der Neuzeit. Er ist fast so alt wie die Menschheit selbst. Der Orient mit seinen babylonischen, persischen, chinesischen u. a. Großstaaten zeigt dies ebenso wie das Weltreich Alexanders des Großen<sup>1)</sup> und das „Imperium Romanum“ des Caius Julius Cäsar<sup>2)</sup> und des Kaisers Augustus<sup>3)</sup>. Die Gestalten Karls V.<sup>4)</sup> in dessen Reich „die Sonne nie unterging“, Ludwigs XIV.<sup>5)</sup> und Napoleons I.<sup>6)</sup> sind Vertreter derartiger Reiche auf imperialistischer Grundlage. Begreiflicherweise hat sich im Laufe der Jahrhunderte der geographische Begriff der weltumfassenden Großstaaten entsprechend der Entdeckung und Erschließung bisher unbekannter Länder und Erdteile erweitert. Ein Kaiser Augustus konnte seine imperialistischen Bestrebungen nur in der damals bekannten alten Welt, ein Karl V. schon in überozeanischen Ländern (Amerika) betätigen. Welch viel größeres Herrschaftsgebiet winkt dagegen dem Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts!

Der imperialistische Gedanke der Politik eines Staates drückt sich grundsätzlich nur in dessen Handlungen und politischen Bestrebungen aus, die vor allem in der Erweiterung der geographischen Grenzen und in der Vergrößerung der Einflußsphären des Staates sichtbar in die Erscheinung treten. Nur in sehr wenigen Fällen ist dagegen der Imperialismus als Triebfeder der Politik eines Staates ausdrücklich formuliert worden. Als Beispiele hierfür können die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland genannt werden, letzteres wenigstens in bedingter Hinsicht. Das Grundgesetz, das der imperialistischen Politik der nordamerikanischen Republik seit fast hundert Jahren zur Richtlinie dient, ist die berühmte Jahresbotschaft des Präsidenten James Monroe an den Kongreß vom 2. Dezember 1823, die sogen. Monroe-Doktrin. Diese an sich völlig unverbindliche Meinungsäußerung des damaligen Leiters der nordamerikanischen Staatsgeschichte ist im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem — allerdings nicht formellen — Staatsgesetze geworden. „Amerika den Amerikanern“, so wird in volkstümlicher Kürze die Kernfrage dieser Monroe-Lehre wiedergegeben, nach der „die Union irgendwelchen Versuch europäischer Mächte, ihr System auf irgend einen Teil der amerikanischen Halbkugel auszudehnen, als gefährlich für ihren Frieden und ihre Sicherheit betrachten würde“. Monroe beanspruchte also damit den amerikanischen Erdteil als ausschließliche Herrschaftssphäre der Union. Die erfolgreiche Ausnutzung dieser imperialistischen Lehre zeigt die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika bis in die jüngste Zeit. Annexionen und käuflicher Erwerb<sup>7)</sup> wechselten mit kriegerischer Eroberung von Gebietsteilen ab, um das Herrschaftsgebiet der Union in zielbewußter Weise nach dem formlosen

1) 336–323 v. Chr.

2) 45 v. Chr.

3) 31 v. Chr. bis 14 n. Chr.

4) 1519–1556.

5) 1643–1715.

6) 1804–1814.

7) In diesen Tagen ist die Übergabe der von Dänemark gekauften drei Antillen St. Thomas, St. Croix und St. Jean an die Vereinigten Staaten von Nordamerika erfolgt.

Staatsgesetze von Monroe zu erweitern. Nur der energische Widerstand selbständiger Staaten Südamerikas<sup>8)</sup> und jüngsthin Mexikos gegen die Einmischung der mächtigen Union in die inneren Angelegenheiten dieser Staaten haben bis jetzt wenigstens verhindert, daß die imperialistischen Herrschaftsgelüste des Sternenbanners über den gesamten amerikanischen Erdteil triumphieren konnten, nachdem schwächere Staaten<sup>9)</sup> ihnen schon zum Opfer gefallen sind. Daß aber auch die Einmischung europäischer Staaten in die Verhältnisse mittel- und südamerikanischer Staaten mit eifersüchtigen Augen von der Union betrachtet und mit eiserner Energie von ihr zurückgewiesen wird, lehren die Differenzen der Union sowohl mit England bei Erbauung des Panamakanals und bei den Grenzstreitigkeiten zwischen Venezuela und Britisch-Guyana<sup>10)</sup> als auch mit Japan über die Vorherrschaft über den das amerikanische Festland begrenzenden Teil des Stillen Ozeans. Interessant und im Zusammenhang hiermit erwähnenswert ist die Auslegung, die der derzeitige Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Woodrow Wilson, der Monroe-Lehre gibt. Neben der politischen Herrschaft der Union über den gesamten amerikanischen Kontinent fordert er in seiner Botschaft vom Dezember 1915 an den Kongreß die Gründung eines „allamerikanischen Verbandes zur Verteidigung gemeinsamer Rechte gegen europäische und asiatische Mächte“ und beansprucht „Befreiung der amerikanischen Länder vom europäischen Kapital und dessen Ersatz durch das nordamerikanische“. Seine Politik hat sich aber in weiteren Gegensatz zu der seiner Amtsvorgänger durch das starke Abweichen von der Monroe-Lehre gesetzt, das in seinem Verhalten zu europäischen Staaten, insbesondere zum Deutschen Reiche liegt. Die Doktrin „Amerika den Amerikanern“ fordert folgerichtig ein „Europa den Europäern“. Frühere Präsidenten haben auch ohne weiteres nach diesem Grundsatz gehandelt. Wenn Wilson jetzt von dieser bisherigen Politik der Union gegen europäische Mächte abrückt und versucht, die imperialistischen Herrschaftsbestrebungen der Vereinigten Staaten auch auf Europa auszudehnen, so betritt er damit ein gefährliches Gebiet, ohne die Folgen absehen zu können. Zum mindesten hat er durch diese Abkehr von den frühern Grundsätzen der amerikanischen Politik der imperialistischen Grundlehre seines großen Vorgängers im Amte, Monroe, jede Daseinsberechtigung untergraben.

Ähnlich wie für die Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht für Rußland eine Art fest formulierter Doktrin des Imperialismus in dem sogen. Testament Peters des Großen.<sup>11)</sup> Nach ihm soll das russische Volk berufen sein, in der Zukunft die Herrschaft in Europa zu erhalten. Allerdings bestehen gegen die Echtheit des „Testamentes“ berechtigte Zweifel. Es ist auf Grund einwandfreier Geschichtsforschungen als eine Erfindung Napoleons I. zu bezeichnen, die auf seine Veranlassung im Jahre 1812 zu Gunsten seiner Pläne gegen Rußland geschaffen ist.<sup>12)</sup> Trotz dieser Bedenken gegen die Echtheit des „Testamentes“ hat es für die Diplomatie Rußlands während des letzten Jahrhunderts bis in die Neuzeit den Wert eines politischen Grundgesetzes ähnlich der Monroe-Lehre für die nordamerikanische Union erlangt. Vor allem wurde es das Dogma für den imperialistischen Traum des Zarenreiches, den russischen Doppeladler auf der Hagia Sofia in Konstantinopel wehen zu sehen. Wenn dieser Traum noch nicht zur Wirklichkeit geworden ist, so liegt dies an dem erfolgreichen Widerstande des Osmanenreiches, der eine wertvolle Stütze im verflorbenen Jahr-

8) Z. B. der sogen. ABC-Staaten Südamerikas (Argentinien, Brasilien, Chile).

9) Z. B. die nur dem Scheine nach selbständigen Staaten Panama, Nicaragua, Haiti (letztere beide im Februar 1916 durch Verträge geradezu amerikanische Schutzgebiete geworden).

10) 1895. Die Folge dieses Streites war die vorbehaltlose staatliche Anerkennung der Monroe-Lehre durch England.

11) Regierungszeit 1689–1725.

12) In dem vermutlich auf Bestellung Napoleons I. von Lesur im Jahre 1812 geschriebenen Buche: „Des progrès de la puissance russe“ (vergl. darüber Berkholt: „Napoléon I. auteur du Testament de Pierre le Grand“ (Riga 1863; deutsch: Petersburg, 1877) und Breslau in der „Historischen Zeitschrift“ 1879 — deutsche Übersetzung des „Testamentes“ in der Zeitschrift „Militärische Zeit- und Streitfragen“ 1876.



hundert in der Eifersucht Englands und Frankreichs gegen die imperialistischen Bestrebungen des Russenreiches und während des Weltkrieges in der tatkräftigen Unterstützung durch die Zentralmächte gefunden hat. Alles bisher für diesen Herrschaftsgedanken geopferte Blut<sup>13)</sup> ist umsonst geflossen, Rußland ist von seiner Verwirklichung genau so entfernt wie vor einem Jahrhundert. Aber auch die übrigen Ausdehnungsbestrebungen Rußlands sind nach vielen anfänglichen Erfolgen in der letzten Zeit auf starke Grenzen gestoßen. Im fernen Osten ist die gelbe Rasse (Japan und China), die eine imperialistische Expansion Rußlands (wie z. B. in der Mandschurei) zurückdrängt. Im Süden versperren die großbritannischen Interessensphären (Persien, Afghanistan u. a.), im Westen und Südwesten deutsche und österreichisch-ungarische eiserne Mauern dem russischen Bären den Weg. Und auch das Vordringen Rußlands im Nordwesten (Finnland) ist vorderhand durch Schweden gehemmt. Das russische Imperium kann aber trotz dieser künstlichen und der natürlichen Schranken, die u. a. in den Weltmeeren<sup>14)</sup> ihm entgegenstehen, als das größte Festlandsimperium der Gegenwart bezeichnet werden. Die ungeheure Größe dieses über zwei Erdteile sich ausdehnenden Großstaates, der als eine geographische Einheit angesehen werden kann, verschafft ihm unter den übrigen Imperien des modernen Europas eine Sonderstellung. Der russische Weltstaat ist das charakteristische Beispiel eines Imperiums des Festlandes, das durch Unterwerfung vieler Völkerschaften der verschiedensten Nationalität<sup>15)</sup> einen wesentlichen Teil der Menschheit zu einem zusammenhängenden staatlichen Ganzen gefügt hat. Wesentlich anderer Art ist dagegen der Imperialismus der übrigen Staaten Europas, insbesondere der der westeuropäischen. Die geographische Lage dieser Staaten zog dem imperialistischen Streben gewisse Grenzen. Hier waren nicht halb- oder unkultivierte Völker, nicht schwache Staaten benachbart, die ein geeignetes Objekt für weltstaatliche Herrschaftspläne boten. Die westeuropäischen Mächte wählten deshalb seit langem vornehmlich überseeische Gebiete zum Betätigungsfeld ihrer imperialistischen Politik. Spanien, Holland und Portugal waren die bedeutendsten Großstaaten des Mittelalters, die erfolgreich imperialistische Kolonialpolitik betrieben hatten, bis sie von England und Frankreich hierin abgelöst oder in den Hintergrund gedrängt wurden. Und unter diesen beiden ist England heute als der typische und erfolgreichste Vertreter des modernen Kolonialweltreiches auf imperialistischer Grundlage anzusehen. Die Politik dieses Inselreiches hat — mehr oder weniger betont — den Aufbau dieses Imperialismus zum Ziel gehabt, zu dessen Erreichung alle Mittel benützt wurden. Friedliche Kolonisation wechselte mit Waffengewalt<sup>16)</sup> ab. Bündnisse mit dem Feinde von gestern dienten dazu, um den Feind von heute, der als ernsthafter Rivale sich diesem imperialistischen Streben in den Weg stellte, zu beseitigen. Auf diese Weise ist es im Laufe der letzten Jahrhunderte gelungen, dieses britische Imperium mit seinen fast 34 Millionen qkm Landfläche und über 440 Millionen Bewohnern<sup>17)</sup> zu schaffen. Die einzelnen Gebietsteile dieses gewaltigen Weltreiches sind für ihren Verkehr untereinander auf die Wasserstraßen der Weltmeere angewiesen. Infolgedessen und wegen der insularen Lage des Mutterstaates Großbritannien ist von der britischen Politik als unentbehrlicher Bestandteil dieses Imperiums die Herrschaft nicht nur über die territorialen Hoheitsgewässer, sondern auch über die Weltmeere beansprucht worden, mit der Befugnis, andere Nationen von dem Befahren der Meere auszuschließen, sobald es die eigenen Interessen des britischen Imperiums erfordern. Der Weltkrieg lehrt täglich, daß

dieses Weltreich die Herrschaft über die Meere nicht nur als leere Formel auffaßt. Seit Kriegsbeginn hat es die Theorie seines Meerimperiums gegen seine Feinde und die neutralen Staaten in die rücksichtsloseste Praxis umgesetzt. Wenn dabei seine Zuversicht, in seiner mächtigen Flotte das geeignete und ausreichende Mittel zur Verwirklichung seiner Seeherrschaftspläne zu besitzen, zunichte geworden ist, so ist dies vor allem den Unterseebooten seines Hauptfeindes im Weltkriege zuzuschreiben. Die Theorie eines britischen Meerimperiums hat bei der ersten praktischen Betätigung versagt.

Eine ähnliche, wenn auch nicht so stetige und erfolgreiche Entwicklung hat das koloniale Imperium Frankreich aufzuweisen, dessen Anfangsgründe gleichfalls in das 17. Jahrhundert zurückreichen. Bei diesem ist zeitlich zwischen zwei Imperien zu unterscheiden. Das erste französische Kolonialreich wurde bis Ende des 18. Jahrhunderts von seinem Nebenbuhler, dem britischen Imperium, erledigt.<sup>18)</sup> Das Jahr 1830 ist der Geburtstag des zweiten, heutigen französischen Kolonialreiches, das nach dem englischen als das gewaltigste der Jetztzeit angesehen werden kann. Von der Eroberung Algiers<sup>19)</sup> bis zur Ergreifung des Protektorats über Marokko<sup>20)</sup> haben die Franzosen in Afrika und Ostasien<sup>21)</sup> mit ähnlichen Mitteln wie die Briten ein koloniales Weltreich errichtet, das heute über 11 Millionen Quadratkilometer mit etwa 55 1/2 Millionen Bewohnern<sup>22)</sup> umfaßt und dessen Bestand seitens des britischen Nebenbuhlers durch Beilegung der kolonialen Zwistigkeiten zwischen diesen Imperien gelegentlich des Abschlusses der „Entente cordiale“ wenigstens vorläufig gesichert erscheint.

Das jüngste der heutigen Imperien ist das Deutsche Reich. Bei oberflächlicher Betrachtung mag diese Behauptung als nicht zutreffend erscheinen, da bereits der germanische Großstaat Karls des Großen und das von Otto dem Großen<sup>23)</sup> geschaffene „heilige römische Reich deutscher Nation“ als deutsche und älteste Imperien Europas bezeichnet werden können. Diese beiden imperialistischen Staatengebilde haben indessen mit dem heutigen Deutschen Reich wenig gemeinsam. Sie waren kontinentale Mittelstaaten mit nur geringen Zugängen zu den Weltmeeren. Der Mangel an natürlichen Grenzen und eine unheilvolle Zersplitterung und Sonderpolitik der einzelnen Nationen dieser Imperien raubten ihnen, besonders dem heiligen römischen Reich, die Möglichkeit, kraftvoll eine imperialistische Einheitspolitik nach außen zu betreiben, wie sie in den übrigen zeitgenössischen Imperien, besonders in England und Frankreich, seit dem 17. Jahrhundert zur Staatsdoktrin geworden war. Diese Schwäche des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ wurde von den Nachbarn, vor allem von England und Frankreich, reichlich ausgenützt. Ihnen galt es als Grundgesetz ihrer Außenpolitik, die politische Zersplitterung und Ohnmacht des damaligen deutschen Imperiums zu fördern. Nicht eigene Kraft, sondern die Rivalität seiner Nachbarn ließen das „heilige deutsche Reich“ jahrhundertlang zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts bestehen, bis der vorübergehend siegreiche französische Kontinental-Imperialismus Napoleons I. dem Scheindasein dieses deutschen Imperiums den Todesstoß versetzte.<sup>24)</sup> Die folgenden Jahrzehnte brachten trotz darauffolgender Bestrebungen<sup>25)</sup> kein neues deutsches Imperium. Erst der deutsch-französische Krieg von 1870/71 war zur Schaffung eines solchen berufen, und zwar eines Imperiums, das nicht wie die früheren infolge politischer Ohnmacht und Schwäche zum Spielball seiner Nachbarn bestimmt ist und sich bei seinem Aufbau zur Erlangung einer verteidigungs-

<sup>13)</sup> Durch das Eingreifen russischer Truppen im griechisch-türkischen Freiheitskampfe (1821—1829) im Jahre 1828, im Krimkriege (1854—56), russisch-türkischen Kriege (1877—78), im Weltkriege u. a.

<sup>14)</sup> Im Norden das nördliche Eismeer, im Osten der Stille Ozean, im Süden der Indische Ozean, im Südwesten das Mittelmeer.

<sup>15)</sup> Z. B. Russen, Deutsche, Polen, Litauer, Letten, Kirgisen, Kalmücken u. a.

<sup>16)</sup> In der Zeit von 1689 (Krieg gegen Frankreich) bis 1815 war England an sieben Kontinentalkriegen mit 64 Kriegsjahren beteiligt.

<sup>17)</sup> Deutschland: rund 3,5 Millionen qkm Landfläche und etwas über 77 Millionen Bewohnern einschl. Kolonien.

<sup>18)</sup> Frankreich tritt z. B. 1763 nach erfolglosem Kriege Kanada an England ab.

<sup>19)</sup> Von 1830 ab.

<sup>20)</sup> 1912.

<sup>21)</sup> In Afrika: Algier, Madagaskar, Tunis, Dahomé, Marokko u. a. In Asien: Indochina u. a.

<sup>22)</sup> Frankreich selbst: 536 464 qkm und etwa 40 Millionen Bewohner.

<sup>23)</sup> 962 in Rom.

<sup>24)</sup> Kaiser Franz I. legte am 6. August 1806 die Kaiserkrone nieder.

<sup>25)</sup> Z. B. im Jahre 1849, in dem Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die ihm angebotene deutsche Kaiserwürde ablehnt.



fähigen Reichsgrenze altes deutsches Gebiet<sup>26)</sup> zurücknahm. Die imperialistische Politik des neuen deutschen Reiches war wie die Frankreichs und Englands aus den vorher genannten Gründen von vornherein auf überseeische Gebiete gewiesen. Das Kaiserwort „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ legte das Programm des deutschen Imperialismus dahin fest, Platz für seine wirtschaftliche Expansion auf den Weltmeeren und in den überseeischen Ländern zu suchen. Und daß dieses Ausdehnungsbestreben ein friedlich-wirtschaftliches seit Bestehen des deutschen Reiches war, beweist die Geschichte. Durch friedliche Kolonisation und Verträge wurden in Afrika, Asien und Ozeanien Absatzgebiete gewonnen, die sowohl der Landfläche als dem Werte nach verschwindend gegenüber den kolonialen Erwerbungen Frankreichs und Englands in der gleichen Zeit waren. Nicht Waffengewalt war für die imperialistische Politik des jungen deutschen Reiches bestimmend. Die Imperien England,<sup>27)</sup> Frankreich<sup>28)</sup> und

<sup>26)</sup> Elsaß-Lothringen, das unter Ludwig XIV. in der Zeit von 1679 bis 1697 dem ohnmächtigen „heiligen römischen Reiche deutscher Nation“ entrissen war.

<sup>27)</sup> U. a. Sudanfeldzug, 1898, Burenkrieg, 1899–1902.

<sup>28)</sup> Eroberungen von Tunis, 1881, auf Madagaskar, in Indochina, Dahomé, Tribuku (in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts), Marokko, 1904–12.

Rußland<sup>29)</sup> haben zwischen 1871 und 1914 weit mehr und blutigere Kriege als das deutsche Imperium geführt, das, abgesehen von der Unterdrückung von Aufständen in seinen überseeischen Besitzungen, nur an der sog. Chinaexpedition zusammen mit sämtlichen europäischen Großmächten beteiligt war. Und doch wird diesem jungen deutschen Weltreiche kriegerische Eroberungspolitik in den letzten 40 Jahren vorgeworfen. Durch das lange Schattendasein des kraftlosen alten deutschen Reiches war es feste Überzeugung der englischen und französischen Nation geworden, daß das deutsche Volk für ewige Zeiten zu einem staatlichen Scheinleben, niemals aber zur Mitherrschaft über Europa, fremde Erdteile und die Weltmeere berufen sei. Jede Äußerung wirtschaftlicher und kultureller Kraft des geeinten deutschen Volkes wurde deshalb von den Nachbarn mit eifersüchtigen Augen betrachtet, der „Platz an der Sonne“ dem jungen Imperium streitig gemacht. Die Zukunft wird indessen zeigen, ob die Welt nur als Herrschaftsgebiet der alten Imperien reserviert oder ob auch für junge aufstrebende Reiche Platz zum Dasein vorhanden ist.

<sup>29)</sup> Krieg gegen die Türkei, 1877–78; Japan, 1904–05.

## Der Hilfsbund für deutsche Kriegerfürsorge in der Schweiz.\*)

Die Welle der Begeisterung bei Ausbruch des Krieges im August 1914 ergriff auch die Deutschen im Auslande. Von den in der Schweiz lebenden etwa 220000 Reichsdeutschen hat sich bis heute fast ein ganzes Armeekorps dem deutschen Heere zur Verfügung gestellt. Nur der geringste Teil besteht aus Männern, die im Frieden bereits ihrer Wehrpflicht genügt hatten. Viele hatten nie eine militärische Übung gemacht. Ein großer Teil sogar war, da in der Schweiz geboren, vorher noch nie in Deutschland gewesen. Sie alle folgten willig dem Rufe des Vaterlandes.

Wir Zurückgebliebenen gelobten uns einmütig, für die ins Feld Gezogenen, für ihre Angehörigen, Frauen und Kinder alles zu tun, um ihnen das große Opfer, das sie fürs Vaterland brachten, zu entgelten. In der ganzen Schweiz rüsteten sich die deutschen Hilfsvereine (es sind heute 26 an der Zahl), um der gewaltigen Arbeit gewappnet gegenüber zu stehen.

Die sechs deutschen Konsulate als Vertreter des Reiches betrauten in den meisten Fällen die deutschen Hilfsvereine mit der Auszahlung der reichsgesetzlichen Kriegsunterstützung. Eine ungeahnte Fülle von Arbeit entstand für die bisher im Verborgenen arbeitenden Vereine. Sind doch bis Ende Dezember 1916 an die Angehörigen der Kriegsteilnehmer etwa 22 Millionen Mark durch die Hilfsvereine ausbezahlt worden. Das Wohl der Familien erfordert außerdem ein Eingreifen in die Verhältnisse nach allen erdenklichen Richtungen hin. Mietsfragen, schweizerische Fürsorge von Amts wegen, Krankenfürsorge, alles wurde in das Arbeitsgebiet mit aufgenommen, und zahllose freiwillige Arbeitskräfte, Männer und Frauen, sind täglich beschäftigt, all dieser Fragen Herr zu werden. Bereits Anfang 1915 trat bei dem deutschen Hilfsverein Zürich die Erkenntnis zutage, daß für die Wehrmänner, die von der Front in die Schweiz wieder entlassen wurden, eine ganz besondere Fürsorge Platz greifen müsse. Wir erkannten, daß allein die staatliche Rente in den meisten Fällen nicht genüge, dem Manne über die erste Zeit der anfänglich schwächeren Erwerbsfähigkeit hinwegzuhelfen. Darum rief der deutsche Hilfsverein die Deutschen in Zürich zu einer freiwilligen Kriegssteuer auf, um Mittel für die heimgekehrten Wehrleute in der Hand zu haben. Sowohl die Höhe der uns zur Verfügung gestellten Mittel als auch besonders die Art und Notwendigkeit ihrer Anwendung gaben ge-

nügend Gelegenheit, zu erkennen, daß noch weit mehr über das bisherige Maß hinaus geschehen müsse. Es trat daher sehr bald der Gedanke auf, eine besondere Hilfsorganisation über die ganze Schweiz zu schaffen. Am 14. Dezember 1915 wurde der „Hilfsbund für deutsche Kriegerfürsorge in der Schweiz“ gegründet. Der Hauptsitz ist Zürich und nach und nach wurden Ortsgruppen in der ganzen Schweiz geschaffen, deren Zahl heute bereits 37 erreicht hat. Der Zweck des Hilfsbundes deckt sich im großen und ganzen mit den Bestrebungen ähnlicher Verbände im Deutschen Reich. Deshalb ist es mit Freude zu begrüßen, daß der Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge mit dem Hilfsbund in Verbindung getreten ist und diesen in Fühlung zu den im Deutschen Reich wirkenden Organisationen der Kriegsbeschädigtenfürsorge bringen wird.

Bis Ende Februar 1917 ist die Zahl der Mitglieder des Hilfsbundes auf etwa 3500 gestiegen, einmalige Spenden waren etwa 1700, und es sind allorts große Werbeversammlungen in Aussicht genommen, um die Mitgliederzahl noch um ein Erhebliches zu steigern. Die bisher gesammelten Geldmittel ermöglichen es zwar augenblicklich, den Bedürfnissen der bisher heimgekehrten Wehrmänner zu genügen. In der ganzen Schweiz sind bis Ende Dezember 1916 400 zurückgekehrte Krieger und deren Familien etwa unterstützt worden. Soweit uns bekannt, sind bisher etwa 1000 Krieger zurückgekehrt, wovon also 22 Proz. die Hilfe unseres Bundes erfahren haben. Die Unterstützungen belaufen sich fast zu gleichen Teilen auf Heilfürsorge und Linderung augenblicklicher Not.

Es ist also eine außerordentliche Beanspruchung des jungen Hilfsbundes zu erwarten, wenn erst nach Friedensschluß alle Krieger in ihre zweite Heimat zurückkehren.

Da jeder Fall durchschnittlich 2–300 Franken zu seiner Erledigung beansprucht, kann leicht berechnet werden, welche Fülle von Mitteln zur Verfügung stehen muß, um den zu erwartenden 6–7000 Hilfesuchenden (22 Proz. von etwa 35000) voll und ganz gerecht werden zu können.

Unsere Tätigkeit erstreckt sich in allererster Linie auf die Hilfeleistung für diejenigen, die nach ihrer Entlassung aus dem Heere ärztlich noch in irgend einer Weise beraten werden müssen. Bei der Eigenart der Lage, in der sich die Deutschen im Auslande befinden, ist es unbedingt erforderlich, daß wir für die noch nicht ganz Gesunden

\*) Originalaufsatz in der Zeitschrift „Die Kriegsbeschädigtenfürsorge“. Herausgegeben vom Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge Berlin.



durch klinische oder Sanatorium-Behandlung in ausgiebiger Weise sorgen. Eine große Anzahl Kranker wurde schon durch unsre Vermittlung auf dem Wege einer Nachoperation oder durch Aufenthalt in Höhenkurorten oder auch durch ärztliche Behandlung im Hause wieder hergestellt. Zu gleicher Zeit wurde natürlich in ausreichender Weise für die Familie Sorge getragen, so lange der Mann abwesend oder erwerbsunfähig war.

Kürzlich haben mit dem königl. preußischen Kriegsministerium Verhandlungen stattgefunden, um uns für die Kosten des Heilverfahrens in dieser oder jener Weise einen Ersatz zu sichern. Es ist dies um so notwendiger, als die ohnehin bedeutend in Anspruch genommene Hilfsbereitschaft der Deutschen in der Schweiz (Fürsorge für die Internierten, Fortsetzung der Friedensarbeiten in Hilfsvereinen) keineswegs genügend Mittel aufzubringen imstande wäre. Es mag hierbei erwähnt sein, daß außerdem für Paketsendungen an die Front und an die Gefangenen im feindlichen Ausland außerordentlich viel geschieht, und daß endlich neuerdings eine Darlehns-genossenschaft gegründet wurde, die es den heimgekehrten Wehrmännern ermöglichen will, ihr darniederliegendes Geschäft wieder in Gang zu bringen.

Neben der oben erwähnten Heilfürsorge ist natürlich eine Hilfsberatung und Arbeitsfürsorge eingerichtet. Der Berufswechsel eines Verwundeten ist ja in den meisten Fällen schon durch entsprechende Beratung und Ausbildung in deutschen Lazaretten vorbereitet. Doch kommt es häufig vor, daß entgegen der ursprünglichen Meinung des Verwundeten, er könne seinen Beruf fortsetzen, er dennoch nachträglich sich gezwungen sieht, einen neuen Beruf zu ergreifen. Diese Frage, sowie die Sorge der Arbeitsbeschaffung ist für uns Deutsche im Ausland eine außerordentlich schwere. Den Unverheirateten wird es vielfach leicht werden, in Deutschland Arbeit zu finden, während die Arbeitsbeschaffung für Familienväter, die durch ihre Familienverhältnisse, Verwandtschaft mit der schweizerischen Bevölkerung gebundener sind, erschwert wird. Bis die Frage zur Zufriedenheit gelöst ist, bedarf es in fast allen Fällen geldlicher Beihilfe.

Der Rentenbezug, der oft ähnlich wie bei der Heilfürsorge für den Beschädigten noch keine befriedigende Erledigung gefunden hat, erfordert unsererseits im Interesse des Beschädigten einen häufigen und umfangreichen Briefwechsel mit deutschen Behörden. Wir stellen deshalb unsere ganze Kraft und Erfahrung in den Dienst unserer Landsleute, um ihnen eine befriedigende Lösung in Fragen unregelter oder ungenügender Rentenbezüge zu ermöglichen.

Gewisse Unstimmigkeiten im Gesetz verursachen Härten, die wir hier im Ausland besonders empfunden haben und für die wir an maßgebender Stelle bereits Ausgleich zu schaffen versuchten. Es sei hier die noch nicht glücklich gelöste Frage erwähnt, wie z. B. Rente für solche Leute zu beschaffen ist, denen sie bei Dienstentlassung mit der Begründung abgeschlagen wurde, sie seien schon vor Eintritt ins Heer krank gewesen. Es liegt auf den ersten Blick eine gewisse Ungerechtigkeit darin, daß der Mann, nachdem er vom untersuchenden Arzt als diensttauglich befunden wurde, für viele Monate sein Geschäft aufgeben oder seine Stelle verlieren mußte, durch monatelangen Dienst sein vorher nicht erkanntes Leiden verschlimmerte, dann aber ohne Entschädigung für den erlittenen Schaden entlassen wurde.

Ferner will es uns als ungerecht erscheinen, wenn die als dienstunbrauchbar entlassenen innerlich Erkrankten (Lungenleidende, Nierenkranke, Nervenkrankte usw.) keine entsprechende Vergütung für ihre verminderte Arbeitsfähigkeit erhalten, während das Gesetz in bestimmten Fällen den äußerlich schwer Beschädigten Verstümmelungszulage gewährt.

Die Zentralisation der Fürsorge für unsere Krieger in der Schweiz brachte es mit sich, daß wir auch die große Arbeit für die Hinterbliebenenfürsorge mit in unser Programm aufnahmen. Wir haben zu diesem Zweck eine besondere Abteilung gegründet, welche die Witwen und Waisen in jeder nur denkbaren möglichen Form zu unterstützen bestrebt ist. Abgesehen von der beratenden Fürsorge für die Mütter, für die Erziehung der Kinder und für die Zukunft der Familie ist es unsere Aufgabe, in dringenden Fällen auch durch geldliche Beihilfe der Not zu steuern. Die Einrichtung einer Kriegspatenschaft ist im Entstehen begriffen. Eine große Hilfe bei dieser Arbeit leistet uns die seit Kriegsbeginn in der Schweiz, besonders in Zürich, tätige Hilfsaktion deutscher Frauen, welche infolge Kenntnis der Familienverhältnisse und infolge der persönlichen Beziehungen zu den Familien in der Lage ist, uns beachtenswerte Winke zu geben.

Es ist unser Wunsch, in möglichst enger Fühlung mit den Organisationen im Reiche unsere Aufgabe zu erfüllen, zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Wohl unserer tapferen Krieger.

Max Langensiepen in Zürich,  
Vorsitzender des Arbeitsausschusses des Hilfsbundes für deutsche Kriegerfürsorge in der Schweiz.



## I.

### Zweiter Bericht<sup>1)</sup> über die Berner Weihnachtssendung für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich.

Wie in Heft 15 der D. I. Z. berichtet worden ist, wurden 120,000 Weihnachtspaketchen im Gewicht von je ein Kilo aus den Mitteln der deutschen

<sup>1)</sup> Vergl. Bericht I über den Inhalt, die Verpackung und Versendung der Weihnachtspakete in Nr. 15 der Deutschen Internierten-Zeitung vom 1. Januar 1917.

Volksspende für die Deutschen, die in französischer Gefangenschaft sich befinden, hergestellt, von denen Anfang Dezember 101,200 Pakete auf Grund der von der französischen Regierung durch Vermittlung der spanischen Gesandtschaft gelieferten Listen durch „Pro Captivis“ an die Gefangenenlager versandt wurden. Nach den Angaben dieser Listen betrug die Anzahl der deutschen Kriegsgefangenen (Mannschaften) in Frankreich im Herbst 1916 etwa 99,700. Trotzdem also ein Überschuß an Paketen sich hätte ergeben müssen,



ging aus den im Laufe des Monats Januar und Februar eingegangenen Bestätigungsschreiben der französischen Kommandanten hervor, daß die Belegstärke vieler Lager sich während des Winters stark verändert hatte. In einigen Lagern war wirklich ein Überschuß an Paketen vorhanden; im Allgemeinen sind diese dann von den Kommandanten selbständig oder durch die Pariser Agence des Prisonniers de guerre (Büro 15) an andere Lager weitergesandt worden, in denen die Anzahl der gelieferten Pakete nicht ausreichte. In andern Lagern sind sie unter die Bedürftigeren verteilt worden und von einigen Lagerbehörden wurden sie für neu aus der Front zu Erwartende zurückgelegt.

Es wurden dann noch auf Grund einer Bestandsliste (vom 1. November) im Anfang des Monats Januar die restlichen 21,000 Pakete (zirka in 39 Teilsendungen abgesandt, über deren richtigen Eingang auch teilweise schon Berichte vorliegen. — An die zirka 23,000 Gefangenen in der Zone des armées konnten leider keine Weihnachtspakete gesandt werden, da unsre diesbezüglichen Anfragen in Paris unbeantwortet blieben. Wir hoffen jedoch bald durch Sammelsendungen an diese Gefangenen einen nachträglichen Ausgleich zu schaffen.

Soweit die Ende Dezember eingegangenen, neueren Empfangsbestätigungen von den deutschen Lagerchefs ausgestellt worden sind, atmet aus ihnen eine große Dankbarkeit und Freude über die Gaben, die für recht viele unter den Gefangenen der einzige Weihnachtsgruß aus der Heimat waren.

Weihnachtssendungen gingen an die nachstehenden Lager (Depots, Hospitäler), die wir nach Regionen (diese Regionseinteilung entspricht genau der militärischen Einteilung Frankreichs in Armeekorpsbezirke) geordnet zusammenstellen:

- Gouv. de Paris: Etampes, Amiens H.\*), Bergues H., Boulogne s. m. H.;
3. Region: Rouen, Caen, Le Havre, Dieppe, Oissel, La Houssaye-Ber., St. Quen de Breuil, Evreux H., Rouen H.;
4. Region: Le Mans, Chartres, versch. Hospitäler;
5. Region: Orléans, Romorantin, Montargis H., Auxerre H., versch. Hospitäler;
6. Region: Chalons s. M. H., Bar le Duc H.;
7. Region: Besançon (Dep. du Doubs), Poligny;
8. Region: Nevers, Sennecey, Champallement, Vierzon, La Motte-Giron, Dijon, Varois-Dijon, Nevers H., Chalons s. Saone H., Dijon H., versch. Hospitäler, Asnières, Corbigny;
9. Region: Tours, Poitiers, Issoudun, Cholet, Bressuire, Chateauroux, Chateauroux H., Niort H.;

\*) H. = Hospital.

10. Region: Coëtquidan, Dinan, Montfort, St. Brieuc, Chateaneuf, Tréguier H., Lannion H., Coutances H., Granville H., Vitré, Cherbourg H.;
11. Region: Ile Longue, Brest, Quiberon, Vannes, St. Nazaire, Roche-Maurice, Nantes, Chantonney, versch. Hospitäler;
12. Region: Servières, La Lande, Solignac b. Limoges, Mas-Eloi H.;
13. Region: Chagnat b. Gerzat, Aurillac, Riom, Montluçon, Le Puy, St. Genest-Lerpt, Roanne, Moulins, St. Rambert, Monistrol, Billom H., Moulins H., versch. Hospitäler;
14. Region: Romans, Barcelonnette, Fort Le Murier, versch. Hospitäler;
15. Region: Carpiagne, Marseille, Sistéron, Miramas, Uzès, Nîmes, Serres-Carpentras;
16. Region: Castres, Cette, versch. Hospitäler;
17. Region: Toulouse, Cahors, Marmande, Montauban, Agen, Auch, versch. Hospitäler;
18. Region: Chateau d' Oléron, Ile de Ré, La Pallice, Trompelpoup, Blaye, Bordeaux, Gaujacq, Rochefort, Pau, Bonnefont b. Tarbes (die Gefangenen von diesem Detachement wurden nach Lannemazan versetzt, das aber inzwischen ebenfalls geräumt ist), Lourdes, Lannemazan, versch. Hospitäler;
20. Region: Troyes;
- Corsika: Cervione, Corte, Castelluccio, Bastia, versch. Hospitäler.

Von den hier aufgeführten Depots sollten bestimmungsgemäß die abgeordneten Arbeitsdetachements mit Weihnachtspaketen versorgt werden. Im Allgemeinen ist dies auch geschehen, wie die Bestätigungen beweisen.

Aus denjenigen Lagern, die in der obigen Aufstellung unterstrichen sind, wurde bereits der Empfang der Sendungen durch die Kommandanten bestätigt. Aus sämtlichen übrigen Lagern, mit Ausnahme von Bergues, Boulogne, Le Mans, Bar le Duc, Besançon, Poligny, Champallement, Niort, Lannion, Ile Longue, Vannes, Mas Eloi, St. Genest Lerpt, Monistrol, Billom, Carpiagne und Bastia liegen die Quittungskarten der Empfänger vor, ebenso aus sehr zahlreichen Detachements und Hospitälern. Im Nachstehenden bringen wir einige Einzelheiten, sowie Auszüge aus verschiedenen Empfangsschreiben der Lager des Bezirkes der 3. Region, soweit dieselben von allgemeinerem Interesse sind, oder irgendeinen Aufschluß geben können; über die anderen Regionen folgen weitere Berichte in den nächsten Heften.

Rouen: An dieses Depot wurden 7730 Weihnachtspakete gesandt, die von dem Kommandanten



folgendermaßen an die diesem Platze angehörenden, z. Zt. auf Arbeit abkommandierten Kriegsgefangenen verteilt wurden, und deren Empfang von den deutschen Detachementchefs und den Kompagnieführern quittiert worden ist:

teilt bestätigt werden, von denen 662 im Depot von Dieppe selbst, 202 im Arbeitsdetachement von Tréport und 73 im Arbeitsdetachement von Incheville (Seine Inf.) ausgegeben worden sind. Anscheinend hat auch das Kommando von Dieppe



Lager Orleans: Lesehalle\*) mit dem Lagerorchester (2. April 1917).

Kommando St. Aubin-Epinay . . .	1547 Pakete
„ Rouen-Levasseur . . .	1277 „
„ Croisset . . .	828 „
„ Biessard . . .	1064 „
„ Rouen (Quai de France) . . .	2175 „
„ Grand Aulnay . . .	699 Pakete
„ Hospital Rouen . . .	4 „
	<hr/> 7594 Pakete

von einem andern Lager eine Ergänzungssendung erhalten, und es ist zu begrüßen, daß die französischen Gefangenenbehörden die Verteilung der Weihnachtsgaben mit mehr Interesse teilweise vorgenommen zu haben scheinen, als dies voraussetzen war.

Caen: Dorthin wurden 1976 Pakete gesandt, während aus den fünf von diesem Lager vorliegenden, vom Kommandanten und von je drei deutschen Unteroffizieren unterzeichneten Empfangsbestätigungen hervorgeht, daß an diesem Platze 2542 Pakete zur Verteilung gelangt sind. Dieses Plus ist dem Lager aller Wahrscheinlichkeit nach von einem andern Lager zugewiesen worden, in dem die Bestandsziffer während der Versandzeit abgenommen hat.

Oissel: Der Kommandant bestätigt, die dorthin gesandten 600 Pakete an die Gefangenen in Oissel und im Arbeitsdetachement „Nouv. Ateliers de Sotteville b. St. Etienne-du-Nouvroy“ verteilt zu haben.

Le Havre: Die dorthin gesandten 4144 Pakete sind folgendermaßen verteilt worden:

Hospital Le Havre . . .	52 Pakete
Le Havre, Camp du Pont VII . . .	861 „
Le Havre, Camp des Abattoirs . . .	3231 „

La Houssaye-Béranger: Der Kommandant dieses Depots bestätigt die Verteilung von 51 Paketen.

St. Quen de Breuil: bestätigt den Empfang von 140 Paketen.

Das Camp des Abattoirs besteht aus zwei Gruppen zu je sechs Kompagnien. Die zwei Gruppen werden von den Offizierstellvertretern Sackewitz und Krostka geleitet.

Hospital Evreux: Von den dort eingegangenen 100 Paketen erhielt jeder von den 83 kranken Kriegsgefangenen ein Paket, die restlichen 17 Pakete wurden nach Angabe des Chefarztes unter diejenigen 34 Leute verteilt, die von Hause wenig Pakete erhalten.

Dieppe: Dieser Platz erhielt eine Sendung von 324 Paketchen, während 937 Pakete als ver-

In den nächsten Nummern werden wir auch Beispiele über die Art der Weihnachtspaketverteilung in andern Regionen bringen, namentlich Auszüge aus Briefen der deutschen Lagerchefs und der französischen Kommandanten der Regionen und Lager.

\*) Lesehalle errichtet vom C. V. j. M.



## II. Versorgung der Kriegsgefangenen mit Lehr- und Lesestoff.

Die Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene in Bern, über deren Tätigkeit in der „Deutschen Internierten-Zeitung“ schon kurz berichtet wurde, versendet seit ihrem Bestehen (Januar 1916) in immer steigender Zahl Bücher wissenschaftlichen Inhalts, Unterhaltungslektüre und Werke zum Selbststudium fremder Sprachen an die Gefangenenlager in Frankreich. Seit einiger Zeit sind in fast allen deutschen Kriegsgefangenenlagern, in denen Büchereien, die vielfach bereits aus der Initiative der Lagerchefs entstanden waren, noch nicht vorhanden waren, auf Anregung der Bücherzentrale Bern eingerichtet worden, die zum Teil sehr reichhaltig sind und Stoff zum Lernen und zum Lesen für jegliche Bildungsstufe aufweisen. Der Schwerpunkt unserer Bücherversorgung ist bereits seit Monaten auf die Befriedigung der Lernbedürfnisse, insbesondere auch des einfachen Kaufmanns, Handwerkers, Arbeiters verlegt worden, da nach den übereinstimmenden Berichten der neutralen Delegierten gerade bei diesen Gefangenen die geistige Hilfe immer mehr nottut. Daß darüber die Studenten und die sonstigen Gebildeten nicht vergessen werden, versteht sich von selbst. Die Leitlinien der von der Bücherzentrale ausgeübten Liebestätigkeit werden durch folgende Worte aus der Einleitung des „Weihnachtskalenders 1916 für die deutschen Kriegsgefangenen“<sup>2)</sup> bezeichnet:

„Wir glauben, daß Ihr alle gern etwas habt, um Eure Gedanken zu beschäftigen, und wir hoffen, daß wir auch für den einfachen Mann allmählich das Richtige finden.

Wir freuen uns, daß die Zahl der Bücher, die Ihr verlangt, insbesondere der kleinen Bändchen von Göschen, „Aus Natur und Geisteswelt“, und Reclam, beständig zunimmt. Die Kataloge sind ja in Euren Händen, fordert nur; wir werden Euch schicken, was Ihr braucht.

Auch der Bernische „Sonntagsbote für die deutschen Kriegsgefangenen“, den die Schweizer Hilfsstelle „Pro Captivis“ versendet, wird immer mehr verlangt; jeder Gefangene hat Anspruch darauf, er braucht nur an „Pro Captivis“ oder an uns oder an seine Angehörigen darum zu schreiben. Eure Angehörigen dürfen dann aber auch nicht vergessen, deshalb nach Bern zu schreiben, sonst sind wir unschuldig, wenn Ihr vergeblich wartet.

<sup>2)</sup> Herausgegeben von der Deutschen Kriegsgefangenenfürsorge Bern. Durch dieses Büchlein, das von deutschen Internierten in Bern gedruckt wurde und an alle deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich und Italien verteilt wurde, ist eine wesentlich engere Verbindung zwischen den Gefangenen und ihren Helfern (den Fürsorgestellten in Deutschland und in der Schweiz) geschaffen worden, enthält es doch neben der biblischen Weihnachtsgeschichte, einer Weihnachtspredigt, neben Gedichten, Scherzen und Rätselaufgaben einen genauen Hinweis über die beste, d. h. für die Gefangenen am schnellsten zum Ziel führende Art und Weise, Wünsche anzubringen, indem es ihnen die Adressen der Hilfsstellen verrät, die ihre Wünsche zu erfüllen sich zur Aufgabe gemacht haben. Die Bücherzentrale hat die Wirkung dieser Mitteilungen durch ein überaus starkes Anschwellen der aus Frankreich eintreffenden Wünsche zu spüren bekommen. Die Zahl der täglich eingehenden Wunschkarten und -Briefe ist im März auf durchschnittlich 95 gewachsen. Die Zahl der versandten Bücher betrug im März 17899, der Musikinstrumente 224.

Liebe Landsleute in der Gefangenschaft, wißt Ihr auch, weshalb wir Euch so gerne Bücher und Pakete schicken? Wir wollen Euch nur zeigen, und das ist die Meinung des ganzen deutschen Volkes, daß wir Euch liebhaben als unsere Brüder, die das Unglück hatten, in Gefangenschaft zu geraten und die nun warten müssen, bis der Frieden sie wieder mit uns vereinigt. Ob ihr verwundet oder unverwundet in Gefangenschaft gerietet, wir alle wissen, daß gerade die am rücksichtslosesten vorwärts Stürmenden am meisten in Gefahr sind, gefangen zu werden.

Aber wir möchten Euch durch unsere Büchersendungen auch daran erinnern, liebe Landsleute, daß Ihr die Pflicht habt, in der Gefangenschaft nicht zu versimpeln und Euer Gelerntes nicht zu vergessen. Auch wer tagsüber stramm arbeiten muß, sollte abends noch grad einen Blick in ein Buch werfen, ehe er einschläft. So ein paar gelesene Seiten, und wenns auch nur eine ist, bewahren den Kopf vor dem Verdampfen. Wer sich daran gewöhnt hat, nach der Arbeit noch einmal eine kleine Weile an etwas anderes zu denken als an das Allernächste und oft Unerfreuliche, der wird bald Appetit bekommen, mehr zu lesen und zu lernen. Und er wird sich dann gewiß etwas wohler fühlen als vorher.

Denkt manchmal auch daran, liebe Landsleute: wenn Ihr wieder nach Deutschland kommt, da wartet auf Jeden von Euch (außer einem herzlichen „Grüß Gott!“) ein Arbeitsplatz. Da brauchts dann frische Köpfe und helle Augen, um all der vielen Arbeit Herr zu werden.“

Ein großer Teil der Bücherbestände der Lagerbüchereien besteht natürlich aus privaten Zuwendungen der Gefangenen selbst, die, besonders vor Begründung der Berner Bücherzentrale, sich zur Verkürzung der Zeit Lesestoff von den Angehörigen zu Hause senden ließen. Wer selbst in Gefangenschaft war, weiß aus eigener Erfahrung, daß große Büchervorräte nicht von Lager zu Lager oder auf die Arbeitsdetachements mitgeschleppt werden können, da bei diesen „Reisen“ ein Jeder sein eigener Gepäckträger ist. Aus diesem Grunde wiesen also verschiedene Lager bereits im ersten Kriegsjahre eine ganz stattliche Bücherei auf.

Im Januar 1916 setzte die Tätigkeit der Bücherzentrale ein, zunächst im ersten Monat mit einem Versand von 75 Büchern. Wie die nachfolgende Tabelle zeigt, nahm in den folgenden Monaten der Versand bereits erhebliche Dimensionen an. Zu bemerken ist hierzu, daß der Umfang der Sendungen nur dadurch so schnell wachsen konnte, weil die Versendung der Bücherpakete in den ersten Monaten fast ausschließlich durch Vermittlung des Schweizerischen Roten Kreuzes „Pro Captivis“ und durch das Schweizer Hochschulhilfswerk erledigt wurde, denen bereits reiche Erfahrungen zur Verfügung standen. Erst nach und nach wurden auch von der Bücherzentrale selbständige Versendungen vorgenommen; und heute erledigt die Bücherzentrale fast ihren gesamten Versand allein.

Bücherversand der Bücherzentrale Bern an Kriegsgefangene in Frankreich (und an die wenigen deutschen Gefangenen in Italien).

Januar	1916	75 Bücher
Februar	„	6665
März	„	7408
April	„	2845
Mai	„	14273
Juni	„	4585
Juli	„	4402



August 1916 . . . . .	1873 Bücher
September „ . . . . .	6443 „
Oktober „ . . . . .	2705 „
November „ . . . . .	8693 „
Dezember „ . . . . .	67289 „
Januar 1917 . . . . .	35996 „
Februar 1917	
Belletristik 9636 Bücher	
Wissenschaft 2956 „	12592 „
März 1917	
Belletristik 15266 „	
Wissenschaft 2633 „	17899 „
Versand bis 31. März 1917	193743 Bücher

Die Büchersendungen kommen fast ohne Ausnahme richtig in den Besitz der Besteller, wie ein Beispiel beweisen möge: Im Monat Februar wurden 856 Bücherpakete nach Frankreich gesandt. Von den daraufhin bisher im März eingegangenen 405 Empfangsbestätigungen melden nur fünf den Verlust der betreffenden Kollis. Gleichzeitig mit dem einzelnen Paket geht an den Empfänger gesondert ein schriftliches Versandavis ab, dem eine Empfangskarte zur Rücksendung beigelegt ist. Auf diese Weise und an Hand der über jeden Bücherbesteller geführten Kartothek ist eine gute Kontrolle über den Verbleib der Sendungen möglich.

Die von der Bücherzentrale versandten Bücher werden auf die Wunschzettel der Gefangenen hin durch die „Büchersammelstelle für deutsche Gefangene in Frankreich“ bei der Universität Leipzig sowie durch verschiedene andere Hilfsstellen und Verlagshäuser geschenkt oder zu bedeutend ermäßigten Preisen aus den Mitteln der deutschen Volksspende auch besorgt<sup>1)</sup>. Der Bestand an Belletristik, über den die Bücherzentrale verfügt, setzt sich gleichfalls aus Lieferungen der Sammelstelle und aus Schenkungen von Verlegern, Verfassern und Privaten zusammen. Der Versand dieser Unterhaltungswerke geschieht gleichfalls auf Grund von Wunschzetteln der Gefangenen, aber auch in regelmäßigen Sendungen gleichartig zusammengestellter Pakete an eine größere Anzahl Gefangenenlager. Ein Beispiel für viele: am 23. März wurde an 73 Lager und 14 Lazarette je ein solches Typenpaket gesandt, dessen Inhalt aus nachstehenden Werken bestand:

Beethovens Briefe . . . . .	1 Band
Fontane, Irrungen Wirungen . . . . .	1 „
Gogol, Der Mantel . . . . .	1 „
W. v. Molo, Die schönsten Geschichten der Lagerlöf . . . . .	1 „
Mörrikes Briefe . . . . .	1 „
Novalis, Ausgewählte Werke . . . . .	1 „
J. Paul, Titan . . . . .	1. und 2. „
Platter, Ein Lebensbild . . . . .	1 „
Schickele, Mein Herz, mein Land (Gedichte) . . . . .	1 „

<sup>1)</sup> Vor kurzem erhielten wir von dem „Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben an deutsche Akademiker“ in Berlin zwölf große Kisten mit wertvollen Büchern für elf größere Lager in Frankreich.

Ludwig Thoma, Nachbarsleute . . . . .	1 Band
Hans Thoma, Festkalender (vom Maler gestiftet, 36 prächtige farbige Bilder) . . . . .	1 „
Tiecks ausgewählte Werke . . . . .	1 „
Tieck, Das Fest von Kenilworth . . . . .	1 „

Welches Interesse die deutschen Kriegsgefangenen für Zusendung von Lese- und Lernmaterial haben, geht am besten aus der Anzahl der bei der Bücherzentrale Bern allein im Monat März eingegangenen Wunschzettel hervor, die 2860 betrug.

Nachstehend drucken wir einige Schreiben ab, die teils als Antwort auf ein von der Bücherzentrale herausgegebenes, zur Ernennung von verantwortlichen Bibliothekaren aufforderndes Rundschreiben, teils als selbständige Wunschzettel bei der Bücherzentrale eingingen.

Basseus (Baranquine) b. Bordeaux (18. Reg.), 16. März 1917.

Im Besitz Ihrer werten Zeilen vom 2. 3. 1917 sende ich Ihnen beiliegend die nach Ihren Anordnungen ausgefüllte Karte mit Namen und allen Einzelheiten, die unser neuernannten Büchereiverwalter betreffen, zurück. Dabei nehme ich mir die Freiheit, Sie höflichst auf einige Besonderheiten des Lagers Basseus aufmerksam zu machen, um Ihnen zu erklären, warum es bisher nicht möglich war, eine kleine Bücherei für unsere Gefangenen zu gründen.

Das Lager B. ist kein Depot, in welchem alle dort internierten Gefangenen mit Bestimmtheit lange Zeit verbleiben, sondern ein Arbeitsdetachment, in welchem häufiger Wechsel einzelner Gefangener und auch ganzer Abteilungen vorkommt. Ich habe unter meinen hier mitgefangenen Kameraden eine Nachforschung nach Büchern angestellt, die Sie an einzelne Kameraden nach B. unter persönlicher Adresse gesandt hatten. Alle diese Leute sind schon wieder weggekommen und haben die Bücher mit sich genommen. Auch Ihre nachträglich noch für diese bereits in ein anderes Lager versetzten Kameraden ankommenden Büchersendungen müssen wir nach den für Pakete bestehenden Vorschriften nachsenden, da persönlich adressiert. Aus diesen Gründen ist es mir nicht möglich gewesen, auch nur ein einziges der von Ihnen hierher geschickten Bücher für die zu gründende Bücherei zu erhalten, deren Bestehen der heißeste Wunsch der 250 hier anwesenden Deutschen ist, die in nächster Zeit noch um einige Hundert verstärkt werden sollen. Infolgedessen nehme ich mir die Freiheit, Ihnen den Vorschlag zu unterbreiten, ob es nicht anginge, Ihre gütigen Büchersendungen an den deutschen Lagerchef der Kriegsgefangenen in B. zu richten, der Ihnen dann natürlich sofort Empfangsbestätigung geben, die Bücher der Lagerbücherei einreihen und durch die aufliegende Liste der Bücher den Kameraden von deren Ankunft Kenntnis geben würde.

Ihnen für die Güte, die Sie uns erzeigt haben, im Namen des ganzen Lagers bestens dankend, . . . .

Fritz Müller, Feldwebel und Offizierstellvertreter, deutscher Lagerchef von Basseus (Baranquine).

Corbigny (8. Region), den 14. 3. 1917.

Der Bücherzentrale der deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge in Bern möchte ich auf das Schreiben vom 27. 2. mitteilen, daß im Depot Corbigny (722 Mann laut Mitteilung des französischen K.-M. vom 1. 2.) seit einiger Zeit unter meiner Leitung eine Lagerbücherei besteht, welcher die einzelnen Zweigbibliotheken auf den Arbeitskommandos unterstellt sind.

Die an einzelne Kameraden gesandten Bücher werde ich, soweit es mir möglich ist, in unserer Lagerbücherei



vereinigen. Ich bitte höflichst, alle Büchersendungen für die Lagerbibliothek Corbigny an mich senden zu wollen.

Mit Hochachtung

Johannes Hentschke, Offizierstellvertreter, Leib-Gren.-Regt. 5.  
Depot Corbigny (Departement Nièvre).

(Zu dem Depot Corbigny gehören folgende Arbeitsdetachements: Corbigny Gare, La Vauvelle, Picampoix, Surpailis, Fort Brulé, Sardy, St. Réverien, Champallement.)

Châteauroux (9. Region), den 4. März 1917.

Indem ich Ihnen das Schreiben vom 27. Februar bestätige, teile ich Ihnen mit, daß seit Bestehen des Depots Châteauroux (Depot mit 1344 Mann) im Lager eine Bücherei besteht, die allen Kriegsgefangenen zugänglich ist. Sämtliche von Ihnen und anderen Vereinen dem Depot oder dem Büchereiverwalter übersandten Bücher sind in diese Bibliothek aufgenommen. Die Lagerbibliothek wiederum hat jedes zum Depot gehörige landwirtschaftliche Kommando mit einer eigenen Bücherei versehen, welche jederzeit umgetauscht werden kann. (Es folgen noch einige Angaben, wie in Zukunft die Bücher der Bücherzentrale zu adressieren sind, damit sie der Allgemeinheit zugänglich bleiben etc.)

Der deutsche Kommandoführer im Depot Châteauroux  
Pisch, Vizefeldwebel 7/42.

Orléans (5. Region), den 14. März 1917.

Ihr freundl. Schreiben vom 27. 2. an den deutschen Lagerchef wurde mir als dem Vorsitzenden der Wohlfahrts-einrichtung des Lagers übergeben und ich habe sofort die erforderlichen Schritte eingeleitet, um Ihren Weisungen gemäß zu verfahren. Die bei den einzelnen Leuten unseres Lagers vorhandenen Bücher werde ich, sobald sie von denselben nicht mehr benötigt werden, einsammeln und an die Abteilungen, welche außerhalb arbeiten, aber zu unserem Lager gehören, ein Rundschreiben richten, damit uns dort verfügbar gewordene Bücher zum Nutzen der Allgemeinheit eingesandt werden. Unsere Lagerbibliothek ist neuerdings, nachdem uns der Christliche Verein junger Männer mit einer Lesehalle<sup>1)</sup> beschenkt hat, reorganisiert und so eingerichtet worden, daß sie eine der wertvollsten Er-rungenschaften unseres Lagers geworden ist und uns allen viel Freude macht. Für die wiederholten Sendungen, die Sie uns bis jetzt haben zugehen lassen, danke ich Ihnen im Namen aller herzlich und ich bitte Sie, event. weitere Sendungen an mich zu richten, da ich voraussichtlich im Lager verbleibe und auch die Kontrolle des Bibliothekars unter mir habe.

Ich grüße Sie hochachtungsvoll

Der Vorsitzende des Ausschusses für die Wohlfahrts-einrichtungen des Dépôts Orléans, Vizew. Veigel.

(Das Depot Orléans hatte am 1. Februar 1625 Mann.)

Miramas (15. Region, 1800 Mann), im März 1917.

Das Detachement »Tarascon« wird mit Büchern vom Hauptdepot Miramas aus versorgt. Bücher, welche an einzelne Gefangene gesandt werden, werden demnächst gesammelt und dem Hauptdepot überwiesen, damit sie ausgetauscht werden können.

Jungblut, Unteroffizier, Bibliothekar.

Ferrières, den 15. März 1917.

Auf Veranlassung des Weihnachtskalenders, den wir gelesen haben, fühlen wir uns veranlaßt, dies Schreiben einzusenden. In dem Kalender steht geschrieben, daß wir des Abends vor dem Schlafengehen nochmal in ein Buch sehen sollten und uns den Kopf vor dem Verdummen bewahren sollen. Wir haben hier ein Kommando, lauter Bergleute, und wir haben auch eine Bibliothek, aber dieses ewige Romanlesen wird man auch leid, und sonst auch nichts Interessantes für einen Bergmann darin, was er im späteren Leben verwenden könnte. Wenn Sie so gütig sein möchten, dann schicken Sie uns mal eine genaue Aufklärung über nutzbringende „Geflügel- und Kleinviehzucht“; am liebsten sind Zeitschriften gesehen, wenn sie

<sup>1)</sup> Über diese Lagerhallen werden wir in einer der nächsten Nummern der Deutschen Int.-Ztg. berichten.

auch schon 5 oder 6 Jahre alt sind. Viele Leute habe ich in ihrem Gespräch belauscht und die meisten sprechen davon, was sie nach dem Kriege anfangen wollen. Klein-vieh und Geflügel spielen natürlich die größte Rolle, und ich weiß genau, daß, wenn sie uns diese Zeitschriften schicken würden, dieselben gern gelesen würden. Was würde für einen gewöhnlichen Bergmann auch wohl nützlich sein als Kleinvieh- und Geflügelzucht?

Mit einem herzlichen „Grüß Gott“ grüßt

Kriegsgefangener Liemann und Litschke.

(Diesen beiden Gefangenen wurde, am 10. April eine Reihe Hefte der bekannten Fachzeitschrift „Die Geflügel-zucht“ zugesandt.)

### III.

#### Der Sonntagsbote für die deutschen Kriegs-gefangenen.

(Herausgegeben von der Schweizerischen Hilfs-stelle für Kriegsgefangene „Pro Captivis“, Bern.)

Vielen der Leser der Deutschen Internierten-Zeitung ist dies für unsere Kriegsgefangenen herausgegebene Blatt, das wöchentlich erscheint, bereits bekannt, da es auf Wunsch als Beilage der D. I.-Z. geliefert wird. Der Sonntagsbote wird in vier verschiedenen Ausgaben gedruckt, die sich nur im Kopf voneinander unterscheiden. Die Ausgabe, deren Titel in deutscher Sprache gesetzt ist, gilt als Beilage der D. I.-Z. Die drei weiteren Ausgaben erscheinen mit französischem, englischem und russischem Titelaufdruck. Regelmäßig wöchentlich wird an alle bekanntgewordenen Gefangenenlager Frankreichs, Englands, Rußlands, Italiens, Japans, Indiens, Afrikas (Südafrika ist gemeint, wo sich deutsche Kolonialsoldaten und Zivilinternierte in englischer Kriegsgefangenschaft befinden; die französischen Lager in Nordafrika sind bekanntlich sämtlich auf Verlangen der deutschen Regierung aufgelöst worden) eine Anzahl Exemplare des Sonntagsboten ver-sandt, und zwar je nach dem Sprachgebrauch des betreffenden feindlichen Landes solche mit französischem, englischem oder russischem Kopf. Die Gesamtauflage des Sonntagsboten beträgt wöchentlich 4000 Exemplare. Selbstverständlich ist der Inhalt des Sonntagsboten absolut neutral und berührt die kriegerischen Ereignisse der Zeit in keiner Weise. Wenn letztere natürlich auch der momentanen Interessensphäre der meisten unserer gefangenen Landsleute näher liegen würden, da sie daraus sich den Tag ihrer Freiheitsstunde herauszuklügeln versuchen möchten, so bietet doch auch dieser neutrale Inhalt des Blättchens dank der liebevollen Auswahl durch den Dichter Hermann Hesse und unter der verantwortlichen Redaktion des Herrn v. Tavel, welchem als Präsi-denten der neutralen Hilfsstelle „Pro Captivis“ die Zensur über den Inhalt des Sonntagsboten obliegt, selbst anspruchsvollen Geistern in der Lektüre einige angenehme Stunden, die mancher nicht missen möchte, weil sie ihm Heimatsge-danken und Mutterlaute bringen.



#### IV.

##### Zeichenmaterial und Malutensilien.

Vielfach äußern unsere Gefangenen Wünsche um Überlassung von Zeichen- und Malgerät. Alle derartigen Gesuche werden erfüllt. Der Gefangenen-Fürsorge steht für diesen Zweck ein großzügiger Gönner zur Seite, der sich die Erledigung aller Wünsche ausbedungen hat, die auf Befriedigung künstlerischer Neigungen hinzielen. Manch ein deutscher Gefangener verdankt seine schönsten Mußstunden der Tätigkeit dieses Mannes, des Herrn A. Levi, Frankfurt a. M., und auch die Geschichte des Gefangenenlebens während des Weltkrieges wird auf diese Weise in den Skizzen und Bildchen, die durch die Unterstützung dieses Herrn entstehen konnten, manche wertvolle Illustration erhalten.

Es wäre zu begrüßen, wenn diese wenigen Worte auch anderen edelgesinnten Landsleuten, die den Drang zur Liebestätigkeit haben, zur Anregung dienen würde. Man wende sich vertrauensvoll an die Kriegsgefangenenfürsorge Bern.

An dieser Stelle sei noch dankbar die Firma Dr. Friedr. Schönfeld u. Co., Malerfarben, in Düsseldorf erwähnt, die sich bereit erklärt hat, der Bücherzentrale Bern kostenlos Mal- und Zeichenmaterial für deutsche Kriegsgefangene zur Verfügung zu stellen.

#### V.

##### Musikinstrumente und Noten.

Die deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge Bern, Abt. Bücherzentrale, verfügt dank der ihr aus den Mitteln der „Deutschen Volksspende“ durch das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz gewordenen großen Lieferungen von Musikinstrumenten jeglicher Art über ein schönes Lager in diesen für Verkürzung der Langenweile unserer Gefangenen so notwendigen Dingen. Allerdings leert sich dieses Lager mit beängstigender Geschwindigkeit. Von den im Januar in Bern eingetroffenen 1060 Mundharmonikas, 199 Ziehharmonikas, 48 Flöten, 50 Zithern wurden bis zum 26. März bereits an Gefangene versandt: 344 Mundharmonikas, 130 Ziehharmonikas, 32 Zithern, 18 Flöten. Am 7. April gingen mit einer weiteren Sendung des Roten Kreuzes bei der Bücherzentrale ein: 500 Mundharmonikas, 150 Ziehharmonikas, 50 Mandolinen, 100 Zithern, 52 Gitarren, 100 Violinen. Außer diesen Instrumenten steht der Kriegsgefangenen-Fürsorge aus der gleichen Quelle noch ein Fond zur Beschaffung von Blasinstrumenten zur Verfügung. (Selbstverständlich werden von dem Instrumentenlager auch die Wünsche der in der Schweiz internierten Gefangenen erfüllt. Der hierfür benötigte Prozentsatz an Instrumenten ist jedoch gering.)

Unsere Freude über diese schöne Zuwendung wurde noch dadurch erhöht, daß sich auf unsere Bitte die Hausbibliothek des Königlichen Schlosses in Berlin (Herr Dr. Krieger) bereit erklärte, uns die nötigen Noten, welche in großer Zahl und Mannigfaltigkeit verlangt werden, zu liefern. Große Sendungen sind bereits bei uns eingetroffen und an die verschiedenen Lager in Frankreich verteilt worden.

#### VI.

##### Die 37 Detachements von Nevers.

Vom Lager Nevers (VIII. Region) werden uns 37 Detachements gemeldet. An die Insassen dieser Arbeitskommandos sowie an das Hauptlager wurden die Berner Weihnachtspakete in den angegebenen Zahlen verteilt: Nevers (Hauptlager) 283, Bannay 10, Cercy la Tour 166, Chaumont 20, Cours 10, Digoïn 14, Diennes 15, Entrains 10, Fourchambault 155, Germigny 7, Gilly sur Loire 27, Gueugnon 34, Gnéugny 182, Hospital XIII Nevers 29, Impchy 5, La Chapelle 95, La Coulangnette 5, La Machine 48, L'Isle 5, Lucenay 10, Mazilles 93, Marzy 10, Neuvy 3, Saincaize gain 27, Sauvigny 6, St. Cécile-la Valouce 165, St. Georges 25, St. Gratien 12, St. Jean 15, St. Leger le Petit 35, St. Maurice 5, Tintury 5, Premery 10, Pruzilly 58, Trois Vevres 13, Ursy 41, Ursy Contres 3, Villecourt 7. Gr.



Ex-Libris der Lagerbücherei in Marseille, entworfen und hergestellt durch einen Kriegsgefangenen.



## Dem Treuesten der Kameraden.

Rektor Mickisch †

Montag, den 2. April starb im Kantonsspital zu Münsterlingen nach qualvollem geduldig ertragenen Leiden der internierte Gefreite Rektor Otto Mickisch in seinem 48. Lebensjahre. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, dessen Verlust aufs tiefste zu beklagen ist. Ein Mann, der wie kaum ein zweiter, sein Alles eingesetzt hat für das Wohl der Kameraden, für das Wohl der Allgemeinheit, für das Wohl des Vaterlandes. Wenn ich es versuche, hier an dieser Stelle in kurzen Zügen seinen Lebenslauf zu skizzieren, so geschieht es nicht nur, um ihm seinen Verdiensten entsprechend eine gebührende Ehrung zu erweisen, nein, aus vollem Herzen möchte ich ihm an dieser Stelle Dank sagen für das, was er in unermüdlicher Arbeit, in rastloser Sorge und edlem Eifer für seine Kameraden und damit für das Vaterland getan hat. Ein Denkmal will ich ihm setzen im Herzen derer, die ihn gekannt haben, nachfühlen das, was alle jene in diesen Tagen bewegte, welche dem Lebenden nahe gestanden. Ein Denkmal dem echten deutschen Manne, dem treuesten der Kameraden, dem braven Soldaten!

Am 19. Februar 1870 wurde Otto Mickisch zu Köslin geboren. Kaum ein halbes Jahr nach seiner Geburt verlor er seine Mutter und über seine Jugend verbreiteten sich früh schon dunkle Schatten! Das Elternhaus hat er nie gekannt, Geschwister nie seine Gespielen genannt! Fremden Händen war seine Erziehung anvertraut, nur hie und da fiel ein kleiner Sonnenstrahl der Freude in die traurige Jugendzeit, wenn er die Großeltern und nach deren Tode seinen Onkel einige Tage besuchen konnte. Für seine Erziehung jedoch war in ausgezeichneter Weise gesorgt und, die Obhut liebender Eltern entbehrend, bildete er sich schon früh zu einem selbständigen Menschen aus, und ebenso früh zeigte sich jener Charakterzug, welcher ihn während der Kriegszeit zu einem Segen seiner Leidensgefährten in der Gefangenschaft machte: eine echte, treue, deutsche Kameradschaft. Wie er für sie vor dem Feinde einstand, so verriet er auch seine Kameraden in der Jugend nicht, trotzdem er gezwungen wurde, das Gymnasium zu verlassen, weil er die Namen seiner Jugendgenossen, welche mit ihm in einen Studentenstreich verwickelt waren, nicht verraten wollte! Er, der Einzige, den man an seinem Lockenkopf erkannt hatte, er nahm die Schuld der Kameraden auf sich und ward das freiwillige Opfer seiner treuen Kameradschaft! Dieser edle Charakterzug führt durch sein ganzes Leben! Er, der eine freudlose Jugendzeit hinter sich hatte, er war ein großer Kinderfreund! Als einfacher Landlehrer spielte er den Bruder Martin, suchte als Sankt Nikolaus die entferntesten Hütten auf und trat als Weihnachtsmann verkleidet unter die Kinderschar und teilte Gaben und Geschenke aus. In Erfurt begann und endigte er seine philologischen Studien, um dann als Rektor an Mittelschulen in verschiedenen Orten seiner engeren Heimat (seit 1908 in Weißenfels) nicht nur der Erzieher seiner Schüler zu sein, sondern sich auch politisch in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. In mancher Wahlversammlung, in den Kriegervereinen der Heimat ergriff er das Wort, begeisterte seine Landsleute durch seine glühende Vaterlandsliebe und suchte durch religiöse, staatswissenschaftliche und vaterländische Vorträge das geistige Leben seiner Mitbürger anzuregen und zu befruchten. So lebte und arbeitete er stets für Andere. Ein glückliches Familienleben hat er sich gegründet, einen eigenen Herd, der ihm das in der Jugend entbehrte Familienglück in reichlichem Maße bescheerte, wenn schon zwei Kinder ihm im Tode vorangingen. War es bei dieser Aufopferung für Andere zu verwundern, daß der glühende Patriot und Idealist sich, als die Kriegsstürme im August 1914 über Deutschland dahingingen, sofort freiwillig zur Fahne meldete, der er schon im Frieden Treue geschworen? „Ich muß hinaus zu Kampf und Sieg! Das Vaterland braucht mich!“ Das war der Ruf, der seine Seele stürmisch bewegte und der ihn losriß von seinem Lehramt, von seiner Familie, von seiner Heimat, welche er nicht wieder erblicken sollte. Nach kurzem Dienst in der Garnison kam der 44jährige bald an die Westfront und in den heißen Tagen des August und September stellte er als pflichttreuer Soldat seinen Mann, bis er in den Gefechten an der Aisne schwer verwundet in französische Gefangenschaft geriet. Auf dem Hospitalschiff in Brest nur dürftig geheilt, wurde er mit einer großen Anzahl Kameraden nach Ile longue überführt, wo für ihn und seine Leidensgefährten eine traurige Zeit anbrach. Da regte sich in ihm das Streben, die Not zu lindern, die Trübsal zu zerstreuen und selbst noch krank und hilflos schleppte er sich von einem Schmerzenslager an das andere, von einem Kameraden zum



ändern. An seinen Trostesworten richteten sich die Unglücklichen auf, sie schöpften neue Kraft und neuen Mut. Heimlich hielt er morgens 5 Uhr seine religiösen Andachten ab und ließ nicht ab, für seine Kameraden Erleichterungen von der Lagerverwaltung zu erbitten.

Nach drei Monaten erhielt er endlich den dringend erbetenen Ofen, und langsam rang er dem Wächter ein Zugeständnis um das andere ab! Er durfte seine Andachtsstunden öffentlich abhalten, die gestorbenen Kameraden zum Grabe geleiten, die Kranken trösten und aufrichten! Wie restlos gab er sich diesem seelsorgenden Amte hin! Wie manchen hat er wieder aufgerichtet, wie manche Träne getrocknet, wie manches bekümmerte Herz getröstet! Aber auch wie manches Auge, das die Heimat nicht mehr wiedersehen sollte, hat er sanft zgedrückt, wie manchem die schwerste Stunde — die Stunde, da es fern von allen Lieben Abschied nehmen hieß von dieser Welt — durch seinen Zuspruch erleichtert! Wie hat er unermüdlich gearbeitet, geschrieben, berichtet zum Wohl seiner zumeist viel jüngeren Kameraden! Wie ein Vater für seine Kinder, so hat er für seine Kameraden gesorgt, gekämpft, geduldet und gelitten! So hat er dank der ungeheuren Spannkraft seiner Seele, die sich nicht knechten ließ, seine letzte Kraft in den Dienst der alles umfassenden Liebe zum Nächsten gestellt in echter, treuer, deutscher Kameradschaft! Und als leichtere Tage kamen, die schöne Frühlingszeit 1916, welche er in dem idyllisch gelegenen Weesen in der stammverwandten Schweiz zubringen konnte, auch da ließ er, obgleich selber ruhe- und erholungsbedürftig, nicht nach! Unermüdlich arbeitete er an dem begonnenen Werke weiter. Für hunderte von Kameraden, welche in der Gefangenschaft zurückgeblieben, schrieb er rastlos in die Heimat, den besorgten Lieben Nachricht gebend über das Schicksal der Gefangenen. Durch Unterricht, Vorträge, regelmäßige Andachten an den Sonntagen, sorgte er für das geistige Wohl seiner Kameraden. In allen kleinen und großen Anliegen stand er mit Rat und Tat einem jeden helfend zur Seite. In jeder Beziehung strebte er den jüngeren Gefährten ein leuchtendes Vorbild zu sein. Auch wir Deutsche in der Schweiz lernten bald in ihm einen lieben Freund schätzen und hochachten, denn wir sahen seine gute Tat und hörten sie bestätigt von allen Seiten, aus allen Interniertenlagern in der Schweiz. So zogen sich die Kreise seiner Belägung immer weiter, und trotzdem sich schon Anzeichen der Ermattung des Körpers zeigten, übernahm er doch im Dezember das Lehramt an der landwirtschaftlichen Schule in Ermingen. „So lange ich in Uniform bin, erachte ich es für meine heilige Pflicht, bis zum letzten Augenblick dem Vaterland zu dienen!“ Mit diesen Worten schnitt er jede Einwendung ab, um sein Wissen und Können zu gunsten der Kameraden in den Dienst der Schule zu stellen. Wie freudig und mit wie hochgestimmten Gefühlen ging er an diese Aufgabe heran! und ach, wie so rasch wurde seine Hingabe an dieselbe unterbrochen! Mit ungeahnter Heftigkeit brach die Krankheit, die ihn an das letzte Lager fesselte, herein. Mit Aufbietung aller Kräfte schleppte er sich „bis zum letzten Augenblick“ durch die Räume des Schlosses Hard, bis er in der ersten Januarwoche erschöpft zusammenbrach, um nicht mehr aufzustehen. Eine lange, qualvolle Leidenszeit begann für ihn, und wie seine frühe Jugend freudlos dahinging, so wollte auch ein tragisches Geschick, daß sein Lebensende ein Kelch bitterer Leiden werden sollte. Mit bewunderungswürdiger Geduld, standhaft hat er alle Qualen und Schmerzen erduldet und keine Klage kam über seine Lippen. Im stillen hoffte er immer noch auf den kommenden Frühling und seine Genesung. Wie manches Mal schweifte sein Auge über den Bodensee und ruhte auf deutschem Boden, auf den nahen Bergen des geliebten Vaterlandes! Wie grüßte so hoffnungsfreudig die deutsche Erde, die zu betreten ihm nicht mehr beschieden war. Ferne der Heimat hauchte er seine Seele aus, um einzugehen in die ewige Heimat, in den ewigen Frieden!

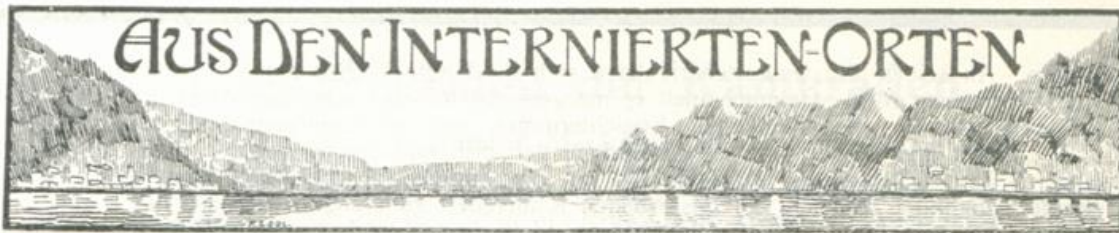
So starb er als deutscher Held und deutscher Soldat, ein Werk hinterlassend, das einem jeden Deutschen nur vorbildlich sein kann. Und so möchte ich an dieser Stelle dem tiefsten Danke Ausdruck geben, den nicht nur seine Kameraden, sondern auch das Vaterland ihm schuldet. Das schönste Denkmal hat er sich in seinem Liebeswerke gesetzt, und wenn auch gestorben, wird er dennoch weiter in uns leben, denn sein Bild wird stets in leuchtender Kraft vor unserem Geiste stehen als der gute, treue Kamerad und Soldat.

Jos. Jores,

Vorsitzender des deutschen Hilfsvereins Zürichsee.



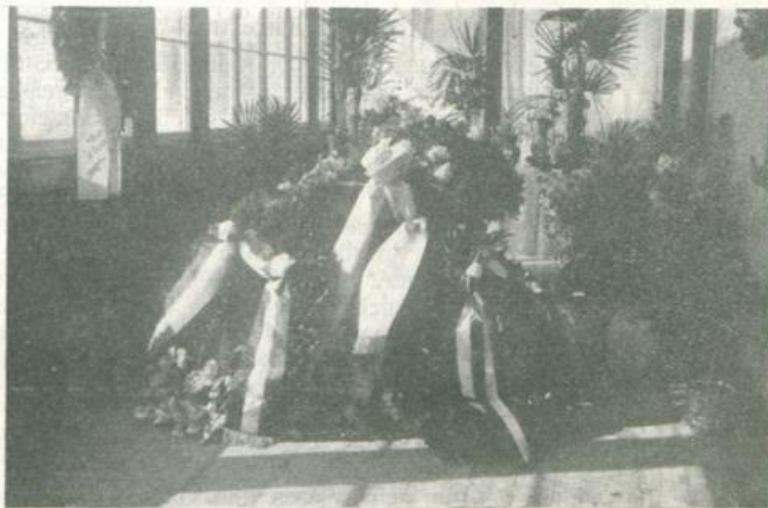
## AUS DEN INTERNIERTEN-ORTEN



### Curaglia.

Ein trauriger Unglücksfall hat sich am Dienstag, den 3. April, bei Curaglia ereignet. Eine Lawine löste sich auf der Halde zwischen Curaglia und Platta auf der ent-

war Herr Professor Söhner aus Chür erschienen, um dem so plötzlich dem Leben Entrissenen den letzten Gruß und Dank des Vaterlandes nachzurufen. Herr Oberleutnant Knörzer, Platzkommandant von Disentis, sprach im Namen der Kameraden. Als das letzte Lied: „Wie sie so sanft



Aufbahrung im Hotel „Bellevue“, Disentis.

gegengesetzten Talseite und begrub im gewaltigen Niedergehen fünf Ställe mit drei Viehhäben. Ein Knabe, der sich gerade in dem Stalle betand, konnte noch lebend ausgegraben werden. Als Dorfbewohner und deutsche Internierte aus Curaglia zur Unfallstelle eilten, stürzte eine Staublawine den gefürchteten Kreuztobel (Val de Crusch) herunter, welcher etwas unterhalb Platta liegt. Ein Teil dieser Hilfskolonne, der sich eben auf der römischen Steinbrücke befand, wurde vom Windstoß des zu Tal sausenden Schneesturmes ergriffen und zu Boden geworfen. Der deutsche internierte Soldat, Molkereiverwalter Paul Möller aus Kustrow in Mecklenburg, wurde dabei von der Lawine erfaßt und in den Rhein hinuntergeschleudert. Am Mittwoch Morgen gelang es erst, die Leiche des Verunglückten in den Fluten des Stromes zu finden. Am Donnerstag wurde die Leiche nach Disentis überführt und in der Veranda des Hotel „Bellevue“ zwischen Blumen prächtig aufgebahrt. Am Sonnabend, den 7. April, mittags 1 Uhr, fand die feierliche Beerdigung statt. Ein Zug Schweizer Infanterie von Chur war nach Disentis abkommandiert worden, um dem deutschen Soldaten die letzte Ehre zu erweisen. Unter den ersten Klängen der Disentiser Stadtkapelle wurde der mit Blumen und dem schwarz-weiß-roten Tuche geschmückte Sarg hinausgetragen. Gefolgt von dem Schweizer Militär, über 200 deutschen Soldaten und unter großer Beteiligung des Zivilpublikums setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Die Kloster- und Kirchenglocken läuteten. Nach einem ergreifenden Nachruf des Herrn Pfarrer Blum sangen die Kameraden das schöne Lied: „Heil'ge Nacht, o gieße du Himmelsfrieden in dies Herz.“ Als Vertreter des Deutschen Konsulats

ruh'n, alle die Seligen, sanft ruh'n im Grabe, still in der Erde Schoß!“ verklang, schossen Schweizergoldaten drei Ehrensalven ab.

### Die Armee-Sanitäts-Anstalt in Luzern.

Von Leutnant a. D. Kuhn.

Die Dankespflicht gegen die gastfreie Schweiz, in der schon so viele verwundete und kranke, aus französischer und englischer Kriegsgefangenschaft erlöste deutsche Kameraden Heilung und Gesundheit wieder gefunden, gibt mir den freudigen Anlaß, die Leser dieser Zeilen zu bitten, mit mir einen kleinen Spaziergang durch die „Asa“ in Luzern zu machen. — Auf einer die malerisch gelegene Stadt überragenden Höhe steht das in monumentalem Stil errichtete Gebäude, das während des Krieges zu einem Militärmusterspital eingerichtet wurde. Der Blick von den Promenaden und Gartenanlagen der „Asa“ gewährt den Verwundeten ein Panorama von fast märchenhafter Schönheit. Die schneebedeckten Gipfel des Pilatus und der den Vierwaldstättersee umrahmenden Gebirgsketten, die sich im Spiegel des schönsten aller Schweizer Seen beschauen, grüßen herüber. Unten windet sich die Reuß durch die uralte Stadt Luzern, deren innere Straßen und Plätze manche Bilder mittelalterlicher deutscher Baukunst bieten. Die Bevölkerung der Stadt hilft redlich mit, den zerschossenen und kranken deutschen Veteranen den Aufenthalt zu verschönen. Oben in der Asa waltet einer der bekanntesten und ausgezeichnetsten Schweizer Chirurgen mit einem Stabe ebenso tüchtiger Ärzte, Pfleger und



Pflegerinnen seines Amtes. Es ist der auch in Deutschland wohlbekannte Prof. Dr. Brun, der bei Ausbruch des Krieges als Chefarzt des Festungslazarettes 28 in Straßburg i. E. tätig war. Schon vorher im Balkankrieg 1912/13 erwarb er sich als Chefarzt des Schweizer Roten Kreuzes im Spital von Dimotika bei Adrianopel die höchste Aner-

sich nochmaligen Operationen zu unterziehen. Mit welchem Erfolge, kann man daran ermessen, daß von 457 Operierten nur vier starben, nämlich zwei Deutsche und zwei Franzosen. Die erste Operation wurde am 4. Juli 1916 ausgeführt. Die zu behandelnden Fälle verteilen sich auf Nervennähte, Trepanationen (hauptsächlich Epileptiker in-



Das Hauptportal.



Deutscher Krankensaal I.

kennung seiner Patienten. In der „Asa“ sind zur Zeit etwa 200 schwerverwundete Deutsche gebettet. Ebenso viel Franzosen, Belgier und Engländer sind dort untergebracht. Fast alle Verwundeten werden eingeliefert, um

folge von Schädelverletzungen), Pseudarthrosen, Ankylosen, Oberschenkelverkürzungen infolge schlecht verheilten Fractur, Knochenfisteln, Pleuralfisteln, Bauchfisteln, Plastiken usw.



Fälle, die die innere Medizin betreffen, werden in der „Asa“ nicht behandelt.

Die neurologische und orthopädische Abteilung stehen unter Leitung eines Spezialarztes und Mithilfe von Assistenten. Chirurgen sind sechs vorhanden, wovon der eine, Dr. Juillard, den Kommandanten vertritt. Die

Für die poliklinische Behandlung von 120–150 Internierten stehen in der Stadt drei Hotels zur Verfügung.

Ganz glänzende Resultate wurden bei den Beinverkürzungen erzielt. Und zwar wurden bis zu neun Zentimeter Verkürzungen durch die schon seit Juni 1916 angewendete Osteotomie im Gesunden, nicht im Kallus



Deutscher Krankensaal II.



Nach schwerer Operation.

Abteilungsärzte haben je 40–50 Betten unter sich. Jedem Abteilungsarzt ist ein Unterassistent (Arzt oder cand. med.) zugeteilt. Im ganzen sind elf Ärzte und drei cand. med. in der Asa tätig, ferner ein Apotheker.

mit nachfolgender Nagelextension ausgeglichen. Bei verkürzten Unterschenkeln hat man häufig den Oberschenkel verlängert. — Bei abgeschossenen Nerven und der damit zusammenhängenden Lähmung des betreffenden Gliedes



hat man noch zwei Jahre nach der Verletzung Nerven-  
nähte mit ausgezeichnetem Erfolge gemacht. Nicht mehr  
mit den bekannten Eddinger-Röhrchen, sondern man über-  
brückt größere Defekte, wenn es absolut nicht anders geht,  
mit dem Patienten entnommenen unwichtigen sensibeln  
Nervenstücken. Auch alte Blasen- und Mastdarmfisteln

durch Anwendung der Mosetig-Morhoffschen Jodoform-  
plombe, mit der die durch Eiter ausgehöhlten Knochen  
gründlich ausgefüllt wurden, vollen Erfolg.

Am bedauernswertesten waren die der Asa zugeführten  
Epileptiker, darunter auch mehrere Offiziere. Bei den zahl-  
reichen Kopfschüssen ist es gerade nicht auffallend, daß



Elektrische Stromeinwirkung auf Nerven und Muskeln.

wurden zur Heilung gebracht. Die Heilung ist allerdings  
langwierig. Den Exkrementen muß während der Aus-  
heilung durch Ausschaltung der verletzten Organe ein  
künstlicher Ausweg geschaffen werden.

viele Verwandete nicht schon in den Lazaretten im Feindes-  
land vollständig geheilt wurden. Besonders dort, wo  
schlechte oder gar keine Röntgenapparate vorhanden waren,  
mit denen das verletzte Gehirn nach Geschoß- und Knochen-



Blick auf den Pilatus von der Asa aus.

Die Gelenkversteifungen werden nach dem Grundsatz  
der Gelenkmobilisation behandelt, wie sie vor allem Payr  
in Leipzig angegeben hat. Je radikaler hier zugegriffen  
wird, desto größer der Erfolg.

Selbst die übelsten und langwierigsten Knochenfisteln  
wurden in der Asa beseitigt. In vielen Fällen hatte Dr. Brun

splittern oder sonst mit hineingerissenen Fremdkörpern  
durchleuchtet werden konnte.

Gerade auf dem Gebiete der Schädel- und Gehirn-  
operationen hat die moderne Kriegschirurgie fast Unglaub-  
liches geleistet. Und wo noch die leiseste Hoffnung auf  
Rettung des Patienten bestand, haben die Schweizer Ärzte



bewiesen, daß sie ihrer Aufgabe voll und ganz gewachsen waren. Bei den Schädeloperationen handelt es sich um die Blosslegung der Knochendefekte und der Gehirnnarben. Diese und die eingedrungenen Fremdkörper werden entfernt, und dann ein plastischer Verschluß des Gehirndefektes mit Fettlappen aus dem Oberschenkel des Patienten hergestellt. Bei gesunden Männern sind die Operationswunden in wenigen Wochen wieder völlig hergestellt.

für elektrische Steh- und Hängelampen angeregt. Ende November 1916 trafen als Vorlage die ersten Muster von Drahtgestellen ein, und bald darauf erschien Frau Pfarrer Schmitt aus Bern, um den Unterricht im Beziehen der Drahtgestelle zu erteilen. Der Betrieb wurde mit elf Mann in dem uns von der Gemeinde Mitlödi bereitwilligst zur Verfügung gestellten Gemeindehaussaal und Beratungszimmer aufgenommen.



Die Lampenschirmfabrikation in Mitlödi.

Es wird in der Asa kein Patient zur Operation gezwungen. Nach Untersuchung und Durchleuchtung des Verwundeten beschränkt sich die Spitalverwaltung zunächst auf Vorschläge, weist offen auf die etwaigen Gefahren der Operation hin, aber auch auf die Aussichten und die Dauer der Heilung. Gibt der Patient seine Einwilligung zur Operation, so wird sie vollzogen. Lehnt er sie ab, so begibt er sich auch des Rechts, während seiner Internierung in der Schweiz operiert zu werden.

Wie ich schon erwähnte, hat die Asa nur zwei deutsche Tote zu beklagen.

Zweimal versammelten wir uns während dieses Winters vor dem Kirchhofportal, um unsern lieben deutschen Kameraden das letzte Geleit zu geben. Stets ehrte der Platzkommandant von Luzern, Herr Oberst Dr. Zingg, durch seine Anwesenheit das Andenken der für das Vaterland gestorbenen Helden. Zweimal schoß eine Halbkompagnie Schweizer die Ehrensäulen über die Soldatengräber zum Zeichen, daß sich hier eine Heldenlaufbahn vollendete.

### Interniertenwerkstätte Mitlödi.

Für die deutschen Internierten in Mitlödi wurde im November vorigen Jahres von der Oberleitung der Beschäftigungsstellen die Herstellung von Lampenschirmen

Neben der Lampenschirmfabrikation wurde bald auch die Herstellung von elektrischen Stehlampen aus Holz in Angriff genommen und Anfang Dezember 1916 traf dafür bereits die erste Drehbank ein.

Durch den neuen Transport Austauschgefangener am 18. Dezember, erhielt auch Mitlödi einen bedeutenden Zuwachs an Arbeitskräften.

Nun war es erst recht möglich, eine planmäßige Organisation des Betriebes durchzuführen, um einmal sachgemäße Arbeit zu liefern, und zweitens, um mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln einigermaßen marktfähige Preise zu erzielen.

Im Januar 1917 erschien Herr Drechslermeister Giersberger, Zürich, um geeignete Leute für den Drechslerbetrieb anzulernen. Vor kurzem ist für die Drechslerlei ein besonderer Raum gemietet, eine zweite Drehbank aufgestellt und Motorbetrieb eingerichtet worden.

Zur Vervollkommnung im Beziehen der Lampenschirme wurde Frau Rose, eine Fachmännin aus einem der ersten Lampenschirmateliers, Zürich, gewonnen.

Bei der Herstellung der Drahtgestelle wurden Verbesserungen vorgenommen.

Die fortschreitende Entwicklung machte den beschäftigten Leuten Freude, und allseitig wird mit Lust und Liebe gearbeitet.



Heute nun ist die Fabrikation so weit vorgeschritten, daß unsere Artikel jedem fachmännischen Urteil standhalten können; was umso mehr von Bedeutung ist, als die Lehrzeit eine sehr kurze war und die Angelernten sich aus allen Berufsklassen zusammensetzen. Beschäftigt sind 35 Mann mit fünf Arbeitsstunden.

mit diesem erfolgt durch die von der Kaiserl. Deutschen Gesandtschaft unter dem Namen „Deutsche Interniertenarbeit“ eingerichteten Geschäftsstellen. Für den Betrieb Mittlödi kommt die Geschäftsstelle Luzern in Frage.

Unser junges Unternehmen wird sich auch weiterhin gut entwickeln, nicht zum wenigsten dank dem ein-



Das Überziehen der Lampenschirme.

Die Herstellung erledigt sich in drei Abteilungen:  
I. Drechslerei.

Anfertigung von Holzstehlampen jeder Art. Beschäftigt werden vier Leute. Zivilberuf der Beschäftigten: ein Hotelier, zwei Eisendreher und ein landwirtschaftlicher Arbeiter.

II. Drahtgestellfabrikation.

Beschäftigt werden 23 Leute.

a) Herstellung von Drahtgestellen für Lampenschirme. Zivilberuf der Beschäftigten: ein Zigarrenmacher, sechs Arbeiter, ein Kutscher, ein Packer, ein Fabrikarbeiter, ein Landwirt, zwei Maurer, ein Handlungsgehilfe, ein Bergmann, ein Zimmermann, ein Schlosser, ein Kammacher.

b) Herstellung von Lampenschirmhaltern.

Beschäftigte: ein Schmied.

c) Zusammenfügen der Stehlampen für den elektrischen Anschluß.

Beschäftigte: ein Schlosser.

d) Entwürfe für Stehlampenmodelle und Holzschnitzarbeiten. Beschäftigte: zwei Maler.

III. Herstellung der Lampenschirme.

Beschäftigt werden fünf Leute: drei Handlungsgehilfen, ein Bäckermeister, ein Schlafwagenkondukteur.

Werkmeister ist ein Straßenbahnschaffner, Rechnungsführer ein Bankbeamter.

Als Absatzgebiet für unsere Waren ist in der Hauptsache das deutsche Vaterland vorgesehen; die Vermittlung

sichtsvollen Verständnis, welches Frau Oberst v. Sprecher unseren Anregungen entgegenbringt.

Vizefeldwebel d. L. E. Scheller,  
Leiter der deutschen Interniertenwerkstätte Mittlödi.

### Zur Unterrichtsfrage.\*)

In Nr. 23 der Deutschen Intern.-Zeitung regt H. Döpp zu einer Aussprache über die schwebenden Unterrichtsfragen an, Dankenswerterweise. In der Tat zeigt diese Materie, von lokalen Schwierigkeiten ganz abgesehen, gewisse Fragen, die, wie mir scheint, verschiedene Lösungen zulassen. Da ist zunächst der Nebeneinander-Wettbewerb mit den zugleich an den Internierungsorten eingerichteten Werkstätten. Es muß hier betont werden, daß diesen gegenüber, so nützlich sie auch sein mögen, dem Unterricht eine herrschende Bedeutung zukommt. In der Folge ist zu fordern, daß jeder dort Beschäftigte bis zum Feldwebel aufwärts mindestens eine Stunde täglich hören muß.\*\*\*) Ich bin überzeugt, daß sich das ermöglichen lassen wird, ohne daß es zu einer Verwicklung zwischen beiden kommt. Der Unterricht wird ein gutes Gegengewicht zur eintönigen Handarbeit abgeben. Voraus-

\*) Vierter Beitrag. Siehe Heft 23, 27, 28 der D. I.-Zig.

\*\*) Ist in Region Zentralschweiz bereits verwirklicht. Auch neben der jetzt einsetzenden landwirtschaftlichen Betätigung soll diese Unterrichtsstunde nach Feierabend und bei schlechtem Wetter in ausgedehnterem Maße stattfinden. Die Schriftleitung.



setzung ist natürlich, daß die nötige Anzahl Kurse gegeben werden können. Darunter verstehe ich vor allen Dingen die Elementarfächer. Wenn, wie ich höre, z. B. in einem Ort der Unterricht in Deutsch-Grammatik fehlt, so fehlt dem Unterrichtsplan damit von vornherein etwas Wesentliches. Er ist nur Stückwerk und kann natürlich nicht auf jene herrschende Bedeutung gegenüber den Werkstätten Anspruch machen. So ist das Vorhandensein der Elementarfächer Rechnen, Schreiben, Deutsch als Grundbedingung für die Durchführung eines regelrechten Unterrichtsbetriebes anzusehen. In weiterem Sinne rechnen auch hierher Buchführung und Kurzschrift, obwohl ihnen wie auch den Fremdsprachen nicht jene fundamentale Wichtigkeit zuzuerkennen ist, wie den eigentlichen Elementarfächern. Ihr Fehlen allein kann daher an dem geforderten Vorrang den Werkstätten gegenüber nichts ändern. Neben rechtlichen und sozialen Betrachtungen würde das auch die wirtschaftlichen Beziehungen der Einzelnen unter einander und aller zur Allgemeinheit, also Entwicklung und Grundgesetze der Volkswirtschaft mit umfassen. Wir kommen zu dieser Forderung, wenn wir erwägen, daß mehr denn je unserm Volke die Erkenntnis nützt, daß jedes Glied der Volksgemeinschaft unentbehrlich ist und daß dieses Glied seine Existenz, seine Ausbildung zur freien Persönlichkeit am besten und sichersten in dem Wohl der Allgemeinheit findet, wie umgekehrt auch das Wohl der Allgemeinheit in ihm. Man könnte demgegenüber einwenden, daß diese Betrachtung in unserer Kriegszeit, in der diese Erkenntnis im Schützengraben und hinter der Front durch Regelung der Produktion und der Konsumption längst praktisch verwirklicht ist, überflüssig sei. Aber wer die wahre Natur des Krieges in seinem Ausnahmezustand erkannt hat, der im Zwang vor allem sein Heil zur Aufrechterhaltung seines Lebens erblickt, wer weiß, daß Zwang aber der unwirtschaftlichste Faktor, weil in Wirklichkeit produktionsunfähig, im Leben ist, wer ferner sieht, daß sich schon jetzt die Stimmen mehren, die in Erkenntnis dieses Gedankens wenn auch noch nicht das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, so doch eine Einschränkung des Zwanges z. B. in der Produktion auf das notwendigste Maß fordern, für den muß es sich darum handeln, die Erkenntnis des sozialen Gedankens für die folgende Friedensperiode auch ohne den bitteren Beigeschmack des Zwanges zu begründen. Auch der Einwand erscheint als nicht stichhaltig, der davon ausgeht, daß schon vor dem Kriege durch Zusammenschließen der Einzelnen zu großen Verbänden die Bedeutung der Gesamtheit für den Einzelnen erkannt sei. Dies hieße doch die Verbandsbewegung weit überschätzen. Mit der Erkenntnis der Wichtigkeit des Zusammenschlusses der Arbeiter zu Arbeiterverbänden, der Arbeitgeber zu Arbeitgeberverbänden, der Produzenten zu Produktivgenossenschaften, der Verbraucher zu Konsumvereinen, erschöpft sich nicht die soziale Idee. Sie fordert vielmehr ein Weiteres, die Erkenntnis der Wichtigkeit jedes Volksteiles für den andern und der Balanzierung der wirtschaftlichen Kräfte. Diese muß umso mehr gefordert werden, je mehr durch Arbeitsteilung sich die einzelnen Glieder des Volksganzen von einander entfernen, ja sich entfremden, wie das vor dem Kriege leider schon der Fall war. Wie verderblich eine Entwicklung in jener Richtung für die kommende Zeit sein würde, in der angesichts der Erschöpfung unseres Volkes Pflicht eines jeden ist, zusammenzuhalten, liegt auf der Hand.

Auch der Gedanke, auf dem Gebiete der Kunst alle Glieder des Volkes zur gemeinsamen Arbeit zu einen, kann nicht restlos befriedigen. Die Kunst wird ihrem ganzen Wesen nach, zumal bei unserm Volk, an dessen Wiege wohl die Göttin der Arbeit, nicht die zehn Musen standen, nie Allgemeingut werden. In ihr werden sich stets nur wenige Volksschichten finden. Die Erkenntnis der sozialen Idee eröffnet aber allen Mitgliedern des Volkes ein weites Feld, in dem sie sich alle finden können. Aus allen diesen Gründen erweist sich die Erkenntnis der sozialen Idee als notwendig und zu ihr führt vor allen Dingen die Staatsbürgerkunde. Ihr Unterricht ist daher gleich den Elementarfächern für alle Internierungsorte zu fordern. Schwierigkeiten bietet nur der anscheinend vorhandene Lehrermangel. Soweit er nur die Nebenfächer betrifft,

erscheint er als bedeutungslos, soweit er die vier Elementarfächer Deutsch, Schreiben, Rechnen und Staatsbürgerkunde betrifft, muß er behoben werden. Das erweist sich als möglich, wenn man eine entsprechende Verteilung der Lehrkräfte vornimmt, wie sie ja auch zum Teil wohl erfolgt ist. Ferner wird es sich zumal am Vierwaldstättersee möglich machen, daß ein Lehrer an zwei benachbarten Orten Unterricht abhält. Auch glaube ich, daß durch größere Heranziehung der Zivilinternierten, unter denen sich doch auch die verschiedensten Elemente befinden, die nötigen Kräfte erzielt werden könnten. Über Schülermangel wird wenigstens in den vier Elementarfächern nicht zu klagen sein.

Was die Methode angeht, so ist für ihren engeren Sinn, der dem Reiche der Pädagogik angehört, an dieser Stelle kein Platz für eine Diskussion. Sie bleibt als reine Facharbeit den eigentlichen Jüngern Pestalozzis überlassen. Sie erscheint auch als nicht gar zu schwierig, wenn man sich vor Augen hält, daß man doch keine Schuljungen vor sich hat, die des Zwanges als Lehrmittel bedürfen, sondern durchweg Männer, die schon im Leben standen. Ihre Energie mit dem Worte „Wissen ist Macht“ aufzustacheln, ist überflüssig. Ihre Erfahrung hat ihnen die Richtigkeit dieses Satzes längst bewiesen.

Eine gewisse Schwierigkeit liegt bei Fächern, die auf Erzielung grundsätzlich neuen Wissens ausgehen, wie Buchführung und Kurzschrift, in der Unbestimmtheit des Zeitraums, wie H. Döpp sehr richtig hervorhebt. Aber daraus für alle Fächer die Folgerung zu ziehen, möglichst rasch auf Abschluß zu dringen, dürfte in ihrer verallgemeinernden Tendenz irreführend sein, zumal bei den Elementarfächern. Hier handelt es sich bei den ersten drei doch nur darum, wenn wir von dem verschwindend kleinen Prozentsatz der Analphabeten absehen, Vorhandenes wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Und auch bei der Staatsbürgerkunde halte ich es für richtig, an das Vorhandene, durch Erfahrung bereits Gewonnene anzuknüpfen, es zu einem Ganzen zu vereinen und in allen Erscheinungen das einheitliche Merkmal, eben jene soziale Idee zu zeigen. Gerade hier sind Anregungen viel wirksamer. Nie kann es sich hier darum handeln, Einzelkenntnisse in Gesetzen beizubringen. Das verwirrt nur und lenkt viel zu leicht von dem Grundgedanken ab. Auch sind positive Kenntnisse, wie z. B. das Wesen des Tarifvertrags, des Akkordsystems, längst vorhanden. Sie bedürfen nur der Einordnung in das große Arbeitssystem. Und hierfür den Sinn zu wecken, erweisen sich allgemeine Richtlinien, verbunden mit Anregungen, mit deren Hilfe auf Grund eigener Kenntnisse eine Selbstförderung ermöglicht ist, als direkt notwendig.

H. M., Beckenried.

## Rechtsauskunft.

**Familienunterstützung der Ehefrau eines Internierten.** Die Frage, ob die Familienunterstützung der Ehefrauen der Internierten, die hier zu Besuch bei ihren Ehemännern sind, in Fortfall kommt, wenn die Ehefrau nur um die im Paß vorgesehene Zeit oder dauernd hier bleiben zu können, die Erteilung des Heimatscheines beantragt, beantworte ich wie folgt:

Bei einem Aufenthalt von nur kurzer Dauer wird die Familienunterstützung ohne weiteres weitergezahlt, bei längerem Aufenthalt hört jedoch die Familienunterstützung seitens der Heimatbehörde auf, die Unterstützungsempfänger werden dem zuständigen Deutschen Konsulat in der Schweiz zur weiteren Unterstützung überwiesen.

Der Deutsche Hilfsverein in Zürich, Kaspar-Escherhaus, Eingang Stampfenbachstraße 19 III, Zimmer 244, hat für den engeren Konsularbezirk Zürich, umfassend die Kantone Zürich, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Zug, Uri, Unterwalden, Schwyz, St. Gallen und Appenzell die Auszahlung der reichsgesetzlichen Familienunterstützung im Auftrage des Kaiserlichen Generalkonsulats Zürich in Händen. Der Deutsche Hilfsverein Zürich ist aber als Vorort der sämtlichen Deutschen 25 Hilfsvereine in der Schweiz bereit, auch die Unterstützungsangelegenheiten, die andere Hilfsvereine betreffen, an die zuständigen Hilfsvereine weiter-



zuleiten und für ordnungsmäßige Erledigung Sorge zu tragen.

Der Antrag der Familienangehörigen, die dauernd oder zu längerem Aufenthalt nach der Schweiz übersiedeln, auf Zahlung der Familienunterstützung ist am zweckmäßigsten, auch soweit es sich um Kantone handelt, die nicht zum Kantonsbezirk Zürich gehören, an den Deutschen Hilfsverein Zürich evtl. zur Weitergabe an den zuständigen Hilfsverein zu richten und zwar unter Benutzung der vorgeschriebenen Antragsvordrucke, die beim Hilfsverein erhältlich sind.

An Stelle des militärischen „Unterstützungsausweises“ wie ihn die Truppenverbände ausstellen, genügt eine Bescheinigung des betreffenden Ortschefs, daß der in Frage kommende Internierte in dem betreffenden Orte ist.

Die Beglaubigung der Fragebogen wird in der Regel von der zuständigen Gemeindebehörde des Internierungsortes vorgenommen, welche auch die Auszahlung der Familienunterstützung im Auftrage des Hilfsvereins Zürich vermitteln. Eine Auszahlung der Familienunterstützung durch den Ortschef ist nach Anordnung des Herrn Armeearztes nicht angängig. Die von dem Hilfsverein zu zahlende

Unterstützung richtet sich nach den von den Deutschen Inlandbehörden gezahlten Sätzen. Diese sind in der Regel 20 Mark für die Ehefrau und 10 Mark für jedes Kind, wozu noch eine städtische oder gemeindliche Zulage kommen kann.

Die Höhe der in Deutschland gezahlten Sätze stellt der Hilfsverein durch Anfrage bei den betreffenden Behörden in Deutschland fest und bemißt hiernach die von dem Hilfsverein weiterzuzahlende Familienunterstützung.

In zwingenden und dringenden Fällen kann die früher gezahlte Unterstützung erhöht werden, wofür jedoch allein die Bedürftigkeit maßgebend ist. Ein Herabsetzung oder gänzliche Einstellung der Familienunterstützung findet in allen den Fällen statt, wo die Bedürftigkeit durch den Verdienst des Mannes und der Familie vorwiegend oder gänzlich aufgehoben wird.

Veränderungen der Höhe der Familienunterstützung werden nur nach eingehender Prüfung des Falles und der Verhältnisse vorgenommen.

H. Beneke, Leutn. d. L.  
Beckenried.



### Treue Kameradschaft.

Ein schönes Beispiel der Treue zeigte der Unteroffizier Trautmann, 1. Kompanie, Reserve-Infanterie-Regiment . . . ., aus Swanbeck.

Als am 22. Juni abends, die Kompanie in Stellung rückte, wurde der Kompanieführer tödlich von einer Granate getroffen. In dem starken Artilleriefeuer konnte der Tote nicht gleich geborgen werden und blieb daher vorläufig liegen.

Am nächsten Morgen machte die Kompanie einen allgemeinen Sturm auf das feindliche Werk. Nach Rückkehr der Kompanie zum alten Standort unternahm Unteroffizier Trautmann mit mehreren beherzten Leuten, Gefr. Behrenswerth aus Visbeck, Res. Busch aus Brüninghausen, Ers.-Res. Löhr aus Himbergen, Musk. Bolte aus Boffsen und Musk. Glüsenkamp aus Powe von der 1. Kompanie den Versuch, die Leiche zu bergen. Infolge der vielen neuen Granatlöcher und des andauernden feindlichen Feuers wurde es den Leuten sehr schwer, die Leiche ihres Kompanieführers zu finden. Doch nichts konnte den unerschrockenen Unteroffizier abhalten, weiter zu suchen. Nachdem sie ihren toten Führer gefunden hatten, brachten sie die Leiche trotz heftigstem Feuer zurück.

Für sein unerschrockenes Verhalten beim Sturmangriff und bei der Zurückschaffung der Leiche ist dem Unteroffizier Trautmann das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen worden.

### Eine schneidige Patrouille.

Schon mehrmals war die gegenüberliegende Waldstellung des Gegners das Ziel von Patrouillenunternehmungen gewesen. Die Freude war groß, als es wieder einmal hieß, es sollte an bestimmten Tagen nach vorheriger Beschießung der feindlichen Stellung in diese vorgestoßen werden, um möglichst Gefangene herauszubringen.

Punkt 6 Uhr 30 Minuten nachmittags begann die Beschießung. Währenddessen saß die vorher aus 20 Freiwilligen bestimmte Patrouille mit ihrem Führer in Sappen

und Unterständen und harrete auf den Zeitpunkt zum Hervorberechnen.

Punkt 7 Uhr 35 Minuten gab der Führer seinen Leuten das Zeichen zum Vorgehen. Mit Ungestüm brach die Patrouille durch das zerstörte Drahthindernis, über Baumstämme und Äste hinweg unter heftigem feindlichen Maschinengewehrfeuer in die teilweise stark zerstörte Stellung des Gegners ein. Plötzlich sah der Leutnant aus einem unbeschädigt gebliebenen gepanzerten Unterstand eine ganze Anzahl Franzosen bedächtig herauskriechen; sie wollten den Graben besetzen, um die Deutschen gehörig zu empfangen. Ein Wink, und schon waren sie umzingelt. Die Aufgabe der Patrouille war erfüllt. Acht Franzosen und eine Anzahl Beutestücke waren das Ergebnis.

### Scheinwerfer.

Von Gefr. A. Stuckmann.

Im letzten Herbst kam ich aus der abgelegenen Stadt, wohin das Geschick mich nach langer Kriegsfahrt verschlagen, zur Heimat zurück. Ich schlief die erste Nacht in dem kleinen Giebelzimmer über der Gärtnerei. Schief mit wirren Träumen und erwachte noch vor Mitternacht, als der Mond mir hell auf die Decke schien. Draußen am Himmel waren die Scheinwerfer still geworden, ein wandernder Wind aber kräuselte die glänzenden Blätter der Platanen und vom dunklen Bahndamm her kam das dumpe Rollen fahrender Züge.

Mein Erwachen ward mir zum Traum. Denn noch immer fuhren die Züge. Mit Soldaten, Pferden und Geschützen. Wie damals rollten sie über die Brücke, schwer und stark, von West nach Ost, von Ost nach West. Durch die langen Stunden der Nacht ging das Dröhnen und ferne Rauschen, das sich in meine Träume geschlichen hatte. Duster mit abgeblendeten Lichtern, langsam und gleichförmig zogen sie dahin und meine Gedanken folgten der dunklen Fahrt. Hohe Bahnhofshallen erobeter Städte füllten sich mit brausendem Gesang, scheuer Lichtschein glänzte aus verhangenen Fenstern herüber, Brandmauern



starten und endlich hielten sie im Morgengrauen an verlassener Rampe im weiten Feld.

Noch immer fuhren die Züge. In den finsternen Türmen am Ufer des Flusses leuchteten Scheinwerfer auf, glitten die schwankenden Reihen der Wagen entlang und verblaßten hoch in den dämmernden Wolken. Im Lichtschein standen schweigende Gestalten neben den starren Geschützen, scharf ragten sie gegen die Nacht und verschwanden wieder, andere und doch immer gleiche in faltigen, grauen Mänteln.

In tiefer Nacht lauschte ich mit klopfendem Herzen dem verhallenden Rollen der Züge nach. Die Scheinwerfer waren still und in den Blättern der Platanen rieselte ein wechselnder Wind. In ungewissen Gesichtern ahnte ich ein unerklärliches Schicksal in der Sternennacht und sah das Leben gleich einem Traume, der vorüberzieht. Und ich legte mein kleines Dasein in Gottes Hand, der es wohl machen wird, wenn wir auch seine Wege nicht verstehen.



### In stiller Nacht.

Nacht und Stille hier und draußen...  
Dunkel, das mich ganz umhüllt.  
Ferner Bäche gleiches Brausen  
Sanft gedämpft zu mir quillt:  
Klingt als ob der ferne Tag  
Leise tiefes Leid beweine.  
Stille weit... Nur Wellenschlag  
Plätschert ab und zu die Steine.  
Mählich sinkt mein Auge zu. —  
Plötzlich, Du,  
Ist die reiche Stunde da!  
Plötzlich siehst meine Seele.  
Und ich seh Dich ohne Fehle,  
Die Du ferne bist, ganz nah!

Ewald Zerbe, Int., Gersau.

### Die werdende Macht.\*)

Roman von Otto v. Gottberg.

I.  
„Näher ran! Mehr Backbord!“ wiederholte der Kommandant auf der Brücke von „S 444“, und nochmals drehte der Rudergänger neben ihm das Rad nach links, um das Torpedoboat an das Flaggschiff „Burggraf“ vom ersten Geschwader der Hochseeflotte heranzudrücken. Nach der eiligen Fahrt von Cuxhaven zitterte noch der Stahl unter den Füßen zum Stampfen der Maschinen. — Tschuck, tschuck, tschuck keuchten sie wie ein nach langem Galopp verschnaufendes Pferd. Bald schräg, bald wagerecht tanzte das Schiffchen unter der Wolke von tiefbraunem Qualm, den eisiger Dezemberwind fast wagerecht von den rußgeifernden Mäulern der beiden Schornsteine riß. Jetzt war das Boot nur noch 20 Meter vom Fallreep, das achtern auf der Leeseite des großen, grauen Linienschiffs hing.

Der Kommandant ließ die Hände in braunem Leder von den frierenden Ohrmuscheln fallen und hob den Kopf zum Linienschiff. Um im Schaukeln des Bootes das Gleichgewicht zu wahren, wiegte er sich in den losen Kniegelenken der gespreizten Beine. Seine Augen suchten, bis oben neben dem Fallreep der Wachoffizier den Kopf über Bord reckte.

„Hallo, Heydebreeg!“ rief er hinauf, und gleichzeitig griffen beide mit einem Lachen des Erkennens nach den Lederschirmen vor den Stirnen. Im Freundesgruß hoben sie die Mützen, aber aus dem runden Gesicht des rotblonden Wachoffiziers verdrängte dienstliche Besorgnis schnell das Lachen: „Tag, Barenheim, und mach dich schleunigst...“

\*) Mit Genehmigung des Autors und Verlags August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis gebunden 4 Mark, geheftet 3 Mark.

„Bringe Depeschenbeutel für Kaiserliches Hauptquartier.“

Der andere krauste die Stirn und stieß den rechten Fuß auf die Planken: „Mach dich dünne, Mensch!“

Und ein älteres, ernsteres, fast ärgerliches Gesicht mit ergrauem dunklen Spitzbart schob sich über Heydebreegs Schulter. Der erste Offizier — wahrscheinlich — legte die Hand an die Mütze und rief: „Recht schnell, möchte ich bitten. Majestät ist unterwegs.“

Das vierkantige Kinn des glattrasierten Gesichts vorschiebend, hob auch Barenheim mit kurzer, unmutiger Geste die Finger zum Mützenschirm und rief hallend über sein Boot: „Halbe Fahrt voraus!“ Es war, wie wenn Zorn in ihm kochte, als dem Kommando aus den Lippen ein Wölkchen von weißem Dampf in die Winterluft nachflog. Er drehte das Gesicht zum Wachoffizier neben seinem linken Ellbogen: „Tun oben gerade, als könnte ich über die Düne sehen!“

Das Schiffchen glitt an der grauen Wand des „Burggraf“ entlang.

„Hart Backbord!“

Der Rudergänger begriff, daß sein Kommandant das Boot zwischen dem Flaggschiff und der als zweites Glied der Kette von acht Linienschiffen ankernden „Hannover“ hindurch in das Fahrwasser zwischen Düne und Geschwader führen wollte. Er drehte es mit dem Rad nach links in das freie Wasser zwischen Heck und Bug der beiden Kolosse. Gleich nach der Schwenkung grüßte auch von der Schanze der „Hannover“ ein Bekannter, hielt die Hände zum Trichter vor den Mund und schrie, die Worte dehnend: „Bringen Sie Pooht, Barenheim?“

Der griff nach dem Megaphon in des Wachoffiziers Hand und sang dröhnend hinüber: „Nur für Hauptquartier!“

„Hart Steuerbord!“

Das Rad flog nach rechts. „S 444“ stampfte zur „Hannover“. Als es auf ihrer Windseite rollte, schallte es oben aus dem Trichter: „Warum geben Sie uns dann Ihren stinkigen Qualm zu schlucken?“

Tschuck, tschuck, tschuck. Die sieben Männer auf der bis zur Höhe ihrer Brust von Stahl umwandeten Brücke lachten. „S 444“ glitt zum dritten Linienschiff.

„Beide Maschinen halbe Fahrt zurück! Stopp!“

Hier wollte Barenheim stilliegen. Umschauend hob er die Rechte über die Augen, denn blendend, fast stechend glitzerte die Schneedecke auf der im Winterschlaf erstarrten Düne. Vereinsamt, von Menschen gemieden, trug sie von Lebewesen nur Möwen. Weiß wie der Winter und scheinbar starr wie der Frost schwebten zwei im Gleitflug auf regungslos gespannten Flügeln zur Felseninsel. Wie eine rote Torte lag die mit dem Geburtstagslicht des Leuchturms auf gleißendem Wellenteller. Hie und da schien der Marzipanguß mit Zucker bestreut, denn der Wind, der schneidend und scharf, härtend und stählend aus Nordwest



von England wehte, hatte die Wände von rotem Gestein mit Schnee beworfen. Lang und weithin sichtbar hingen riesige Eiszapfen von des Eilandes höchster Kante. Aus dem glitzernden Schaum der Brandung strebten funkelnde Eispyramiden aufwärts. Doch ein Sonnenglanz, hell und licht, wie er selten auf der winterlichen Nordsee lag, weckte trotz Frost und Wehen fast Frühlingssehnen und den Wunsch, die Glieder im Freien zu dehnen.

Auf dem Achterdeck des Linienschiffs tummelte sich eine Fähnrichsschar um Turngeräte. Drei hatten gar weiße Röcke zum Springen über den Lederbock und Schwingen am Reck angezogen. In dunklem Kleid schlugen zwei andere mit Rapieren. Unter hellem Lachen von Zuschauern fiel jeder Schlag auf die Eisenmasken. Vom Torpedoboot unsichtbar standen vermutlich Offiziere hinter den jungen Herren. War doch jetzt gegen ein Uhr mittags die Tafel in der Messe aufgehoben und die Stunde, in der Offiziere wie Leute mit der Zigarre das Behagen des Verdauens genossen. Im Herbst und Sommer hielt mit ihnen sogar die Nordsee Rast, denn auch an stürmischen Tagen flaute sie ab, wenn die Sonne ihre Talfahrt begann.

Der Steuermann, ein Deckoffizier neben dem Rudergänger, ließ das Glas von den Augen und die Hände neben die Taschen des Mantels fallen: „Majestät geht an Bord des Flaggschiffes!“

„Aha!“ Um die Südecke der Düne bog eine Barkasse, mit der Orangestandarte über dem Heck. Zwei andere schaukelten nach.

Gerade da klang das Lachen auf der Schanze des Linienschiffs laut mit Händeklatschen zusammen. Fast hätte Barenheim eine Warnung hinaufgerufen. Als einstiger Armeekadett und Sohn eines Armeeeoffiziers war er mit dem Tun und Fühlen von Heer wie Flotte vertraut, aber immer noch überkam ihn manchmal das alte Staunen über die ungebundene Art des Seeoffizierkorps. Noch erinnerte er sich des ersten Stapellaufs, den er in Wilhelmshaven sah. Den Raum für die zuschauenden Offiziere umschlossen Balken, über denen Fahnentuch hing. Darauf setzten sich, in der Langenweile des Wartens auf Majestät, Stabsoffiziere wie Leutnants. Plötzlich krachte und brach das Holz. Dutzende lagen im Sand, und Hunderte lachten in lärmender Schadenfreude. In der Armee hätte es jetzt Kopfschütteln und wahrscheinlich Vorwürfe gegeben, weil des Kaisers Augen auf die zerbrochenen Balken fallen konnten. In der Marine klopfte ein Kamerad dem andern den Sand vom Rücken, und alle lachten zusammen. Das Unglück war geschehen und in letzter Stunde nicht gutzumachen.

Gewiß diente der Seeoffizier dem Kriegsherrn mit gleicher Ehrfurcht und Hingabe wie der Offizier, aber der Offizier der Marine lebte nicht wie jener der Armee für Jahrzehnte in der geschlossenen Gemeinschaft eines Offizierkorps, dessen Kommandeure die Zukunft und Laufbahn von Untergebenen nach ihrem Tun in der ganzen Dienstzeit gestalteten. Er diente zwei Jahre auf diesem, zwei Jahre auf jenem Schiff, trat immer unter neue Chefs und gemeinhin vor neue Aufgaben. Wer die eine nicht überwältigt hatte, mochte die andere spielend lösen und bei der dritten oder vierten wiederum neue Chefs von seiner Tüchtigkeit überzeugen. Darum gab der Seeoffizier sich auch unter den Augen der höchsten Vorgesetzten gelassener, sorgenfreier, fast ließ sich sagen gemütlicher, als sein Kamerad von der Armee.

Vom Flaggschiff klang ein Ruf. Das Wort war nicht zu verstehen, aber es hieß „Standarte“: die Flagge des Kriegsherrn kommt!

Breitbeinig stand ein Offizier über dem Heck der Kaiserbarkasse und hielt im Haschen nach dem Gleichgewicht den Oberkörper auf gestrafftem linken und gebeugtem rechten Bein rechts vom Schiffchen senkrecht fast über dem Wasser, als es in einer Wendung ans Fallreep des „Burggraf“ heranzufuhr.

Von der untersten Stufe reckte dem Allerhöchsten Herrn der Kommandant die Hand entgegen. Im Radmantel und Pelzkragen, den Stock in der Linken, stieg der Kaiser hinauf. Der breitschultrige Hüne mit wehendem grauen Bart hinter ihm konnte nur der Staatssekretär sein und der kleinere, korpulente Herr, auch mit den blauen Aufschlägen des

Admirals am Paletot, war der Kommandant von Helgoland. Dann aber griffen zwei Hände unter den breiten goldnen Ärmeltressen eines Konteradmirals nach den beiden Zepter-tauen des Fallreeps, und mit einer Art Klimmzug sprang leicht, sicher, ohne wahrnehmbare Anstrengung aus der gerade in einem Wogental gleitenden Barkasse ein hoch- und schlankgewachsener Herr ohne Überzieher hinauf.

Oberleutnant Riehl, der Wachoffizier auf „S 444“, blickte zu seinem Kommandanten auf.

„Ob unser Chef wirklich nie friert?“

Barenheim hatte schon beim Blick auf den Konteradmiral das vierkantige Kinn vorgeschoben, wie er immer tat, wenn sein Unwille oder Widerspruch herausgefordert wurde: „Wahrscheinlich trägt er Leder oder Katzenfell unter dem Rock. Aber ich denke, wir liefern den Depeschenbeutel ab.“

Er gab das Kommando: „Halbe Fahrt voraus!“

„S 444“ stampfte wieder an den Linienschiffen entlang. Mit der Wucht von 22.000 Tonnen Gewicht zertritten sie an gestrafften Ankerketten, aber kraftlos schien die schwere Dünung aus Nordwest am Stahl ihrer scharfen Nasen zu brechen. In leisem Wiegen nur, nicht im Schaukeln von Schiffen, neigten sie sich gegen ihre Anker, wenn der Bug einen der breiten Wogenkämme teilte. Nicht mehr Schiffe, sondern schwimmende Bastionen schienen sie mit steilen Wänden, die von niedrigem Deck fielen. Ungetüme von Geschützen reckten breite Mäuler an riesenlangen Halsen über den flachen Plankenboden der Schanzen. Acht Burgen von Stahl, hart, trotzig wie der rote Felsen drüben, hatte der Befehl eines Admirals in die Nordsee geschleudert. Daß sie fahren und schwimmen konnten, erzählte nur der Rauch, der schwer und schwarz wie zürndes Wetter den Himmels nach Süden strich. Barenheim wendete den Kopf und blickte an der langen Linie rauchender Schornsteine zurück. Die Schlotte eines Essen an der Ruhr schienen auf der Nordsee zu qualmen.

Tschuck, tschuk, tschuk. Die sieben Männer auf der engen Brücke fühlten in den Füßen das Zittern des Stahls.

„Beide Maschinen halbe Fahrt zurück!“

„S 444“ war beim Flaggschiff, als dort die Herren der dritten Barkasse ausstiegen. Als letzter sprang auf das Fallreep ein Armeeeoffizier mit Sporen an den Füßen. Wahrscheinlich diensttuender Flügeladjutant war der Fünf- undachtziger mit Schraubenschutz.

Auf dem Außendeck des „Burggraf“ legte der Erste Offizier die Hände auf die Geländerkette.

Barenheim hob die Hand: „Darf ich abliefern, Herr Kapitän?“

„Bitte darum!“

Oberleutnant Riehl ließ die Trillerpfeife schrillen: „Werfen!“

Die Leine flog aus der Hand eines Matrosen zum Außendeck des „Burggraf“. Ein Maat faßte zu, ließ Hand über Hand greifen, bis von der Leine genug zu seinen Füßen lag, und schleuderte dann das Ende auf das Torpedoboot zurück. Hüben und drüben hielten zwei Männer die Schleife. Der Matrose auf „S 444“ band den Depeschenbeutel an den Strick.

Barenheim reckte den Kopf über die Brücke und sah zu, ob der Mann den Knoten gut knüpfte. Gelegentlich fiel ein Postsack beim Abliefern an ein großes Schiff vom Torpedoboot ins Wasser. Dann gab es keineswegs nur Klagen über den Verlust von Briefen zu hören, denn Schreibfaule konnten in die Heimat berichten, daß gerade der überfällige und darum auf 16 volle Seiten gebrachte Brief ein Opfer Neptuns geworden sei. Aber wenn ein Depeschenbeutel für das Hauptquartier ersoff...

„Los!“

Gleich haspelte drüben der Maat die Leine wieder ein. Der Beutel fiel klatschend auf das Deck des „Burggraf“. Auch der I. O. schien aufzuatmen. Barenheim fragte: „Habe ich etwas mitzunehmen?“

„Ich werde mich erkundigen.“

„Bleibe längsseit, Herr Kapitän!“

I. O. wollte gehen, aber Heydebreeg trat mit einer Meldung zum Stabsoffizier, der wieder die Hand neben den Mund legte und rief: „Sie sollen warten!“



„Ich mache am Heck der ‚Hannover‘ fest“, antwortete Barenheim.

Gerade da stieg an der ersten Flaggleine am Großmast des „Burggraf“ Buntzeug auf. Wie ein junger Falter aus der Puppe entfaltete sich aus einer Rolle eine Flagge.

auf der Fahrt zur Seekadetteneinstellung in Kiel die erste Reise nach der Wasserkante machten. Nach der Prüfung in der alten Marineschule hatten sie abends im Dachgeschoß als Nachbarn in zwei Betten geschlafen. Seite an Seite waren sie auf der Schulbank wie auf dem Schulschiff geblieben. Noch als Fähnriche trug sie das gleiche



Ritter, Tod und Teufel.

Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Barenheim blickte auf. „Kommandanten“, rief das Signal. Also schien der Kaiser nach der Besichtigung von Helgoland Kritik abhalten zu wollen.

„Oberleutnant Riehl, übernehmen Sie das Kommando und bleiben Sie bei ‚Hannover‘! Steuermann ein Boot für mich!“ Er ließ sich zum „Burggraf“ rudern.

Oben neben dem Fallreep des Linienschiffes bot Heydebreeg ihm die Hand.

„Melde mich an Bord“ scherzte Barenheim und schlug dem Freund auf die Schulter. Er freute sich ihn wiederzusehen. Ein Zufall hatte ihn mit dem Crewkameraden schon zusammengeführt, als die Kinder des Binnenlandes

Linienschiff. Seither schenkten sie einander jene brüderliche Freundschaft, die in der guten alten Zeit der jungen Marine und der kleinen Crews die Jugend eines ganzen Jahrganges bis zum letzten Fallreepspiff und darüber hinaus auf Gedeih oder Verderb verband.

(Fortsetzung folgt.)

### Dürers Meisterstiche.

Auf der Höhe seines Lebens schuf der große Griffelkünstler Dürer drei Blätter, die von jeher die sinnenden Menschen in ihren Bannkreis zogen: „Ritter, Tod und



Teufel“, „Hieronymus im Gehäus“ und „Melancholie“. Sie sind zu Freunden geworden, die man mit jedem Tage lieber gewinnt, deren geheimnisvolles Antlitz und wundersames Leuchten der Augen stets neue Rätsel zur Lösung gibt, stets Neues offenbart.

Nicht umsonst hat Dürer beim Vater das Goldschmiedehandwerk erlernt. Die Stiche sind von einer so unendlichen Feinheit, daß wir nicht müde werden, all die Spitzlein der Gräser, die Zweige und Äste, die Falten eines Gewandes, das Fell von Hasen, Hunden und Löwen zu bewundern. Immer gibt es Neues zu entdecken. „Er steigt hinunter bis zu den unscheinbaren Gewächsen der Wiese, und das arme Leben eines Rasenstückes wird ihm zu einer ganzen Welt. Gräser, Schafgarbe, Wegerich und Löwenzahn, wie sie durcheinander stehen in der Zufälligkeit ihres Wachstums, bildet er nach in natürlicher Größe, mit einer Andacht, die sich scheut, das Geringste auszulassen oder zu verändern.“

Dürer gab dem ersten Blatt im Tagebuch der niederländischen Reise den schlichten Namen „Reiter“. Ein stolzer Rittersmann in schimmernder Rüstung mit scharfem Schwert und langem Speer reitet der heimatlichen Burg zu, die in der Ferne von schroffem Steine heruntergrüßt. Ein schöner, langzottiger Hühnerhund begleitet den Herrn. Haupt und Schweif des lieben Rosses sind lustig mit Eichenlaub geschmückt. In reiner Seitenansicht — die ganze Breite des Blattes wird ausgefüllt — trabt das edle Pferd vorüber. Wie farbig wirkt das Bild! Wie glänzt der blanke Stahl der Rüstung! Und doch verfügt der Meister nur über Hell und Dunkel.

Auf steinigem, pfadlosem Grunde lenkt der Reiter sein Roß, vorüber an dunklen Felsen mit kahlem, dürrem Strauchwerk. Ganz geheuer ist's da nicht. Eine Eidechse raschelt dahin. Ein Totenkopf. Und plötzlich taucht ein zweiter Reiter aus dem Dunkel: der Tod. Sein elender Klepper schnuppt nach dem Schädel. Leise erklingt das Sterbeglöcklein am Halse. Im weißen Hemd, mit halberwestem Kopf und strähnigem Haar, mit flackernden Augen und Schlangen, die Hals und Krone des Herrschers über alles, was da krecht und fleucht, umzischeln, zeigt er höhnisch grinsend das Stundenglas: Sieh da, so rasch verrinnt der Sand des Lebens! Noch ein zweites Scheusal droht dem Ritter. Der Teufel mit Pferdefuß und Schweinerüssel, als Vater aller schmutzigen Begierden, mit gewundenen Hörnern und stehenden, kreisrunden Augen, mit einem Hakenspeer bewaffnet, streckt seine Tatze aus. Doch stolz und trotzig reitet der Ritter ohne Furcht und Tadel, das Geistergesindel keines Blickes würdigend, hochauferichtet im Sattel, die Zügel etwas straffer, dem Ziel entgegen. Leise spielt ein Lächeln unter dem Eisenhute. Vielleicht denkt er an den alten Kriegsspruch:

Laß kommen die Höll', mit mir zu streiten,  
Ich will durch Tod und Teufel reiten!

Der Lichtschein zur Linken, der sich auf Roß und Reiter gießt, läßt das Ende des Dunkels ahnen. Der christliche Ritter, gepanzert mit dem Stahlkleid und gewappnet mit dem Glauben an einen allmächtigen Gott, wird die heimatliche Burg erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

## Von Sängern der Befreiungskriege.)\*

Karl Theodor Körner.

Von W. Stichs.

Auch bei Körner läßt sich, wie wir dies bei Kleist sahen, das Erwachen und Sichsteigern der Vaterlandsiebe aus anfänglicher Kälte und Gleichmütigkeit heraus, verfolgen. Bei Beiden rang der Dichter nach immer stärkeren Ausdrucksmitteln der Begeisterung. Während aber bei Kleist jeder vaterländisch-mahnende Aufruf ohne Funken zu schlagen erstarb, und der Mißerfolg schließlich den herb Enttäuschten in den schwachvollen selbstgewählten Tod trieb, stieg Körner zum idealsten Heldentum empor, durfte mit Feuerworten die Herzen entflammen, durfte sie aus dem Singen eines Volkes wiederklängen hören und

\*) Siehe auch: Kleist, Helt 13, 14, 15, 16; Körner, Helt 22, 23, 28.

durfte in letzter Konsequenz die Worte seiner Begeisterung durch die höchste Tat, die Darangabe seines Lebens, besiegeln.

Noch im Jahre 1809 bezeichnete er den Schill'schen Aufruf als „etwas zu starke Komplexion“. Aber schon 1810 fand er in dem Gedichte „Die Eichen“ die wehmütigen Zeilen:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,  
Deine Eichen steh'n, du bist gefallen!

Die landsmannschaftliche Studentenzeit förderte sein patriotisches Fühlen und Denken stark. So schrieb er in seinem Abschiedsbriefe an die Verbindung „Guestfalia“, deren Bestrebungen er ja so heißblütig als ihr Chargierter verteidigt hatte: „Schön war der Zweck, der uns vereinigte, deutsche Jünglinge. Noch schöner ist der Lohn, wenn wir zum Zweck gelangen; alten deutschen Sinn und unsrer Väter Kraft wollen wir in uns aufziehen und treu bewahren und wie die alten Germanen nichts für höher erkennen als das Vaterland und unsere Ehre und die Freiheit. Schande und Schimpf über den, der nicht sein Leben in die Schanze wirft für diese Dreifaltigkeit . . .“. „Zriny“ ist sein überzeugtes stolzestes Lied opferfreudiger Vaterlandsiebe. „Alle andern Bande, des Blutes, der Liebe werden hinfällig, wenn die Idee des Vaterlandes ins Spiel tritt.“

Nach dem mißlungenen russischen Feldzug Napoleons ließ sich das niedergezwungene vaterländische Fühlen nicht mehr bändigen. Ueberall regte sich die freudige Hoffnung nach Erlösung aus aufgezwungener fremder Herrschaft.

Am 27. Januar 1813 schreibt Körner, den diese Hoffnungen und Sehnsucht noch mächtiger erfaßten als seine Umwelt, an seine Eltern: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, ihr findet mich Euer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte!“

Daß der Vater den Sohn ein wenig zurückzuhalten suchte, kann ihm nicht verdacht werden. Und als sogar schon in Dresden die franzosenfeindliche Stimmung sich immer stärker Luft machte und es zu aufregenden Straßenereignissen kam, schrieb der Vater dem Sohne absichtlich nichts nach Wien, um nicht noch Öl in die Flammen zu gießen. Doch schon wenige Tage darauf traf des Sohnes Brief ein, der den Eltern kündete, was der Sohn vollbringen mußte, weil eben das, was er zuvor mit so flammenden Worten verkündet hatte, sein Glaube und seine Überzeugung war. Wie viele, ungezählte solcher Sohnesbriefe wird der Spätherbst 1914 geboren haben. Von diesen wissen nur Elternherzen, jenen kennt die Welt, und er soll auch hier seinen Platz finden, um damit die 100 Jahre später geschriebenen Sohnesbriefe von Tausenden und Abertausenden zu ehren. Am 10. März 1813 schreibt er aus Wien:

„Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, ich will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinns, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott! ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich mehr als ge-



wöhnlichen Geist eingehaucht, der unter deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogenstürme die mutige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir vertraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmte ich mich bis jetzt, es wird mich jetzt nicht verlassen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich H. als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferde, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocken. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.“

Am 15. März nahm er schweren Herzens Abschied von Wien, um nach Breslau zu reisen und in Lützow's Freischar einzutreten. Am schwersten war die Trennung von seiner Braut Toni; doch zeigte sie sich äußerst tapfer, verriet ihm ihre schwere Kummernis und ihre düsteren Vorahnungen nicht. Der Stolz auf ihren Theodor, dessen ideale Weltanschauung und opferfreudigen Sinn sie so voll und ganz begriff, machte ihren Schmerz erträglicher und stärkte das wackere Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Zürcher Märchen.

Von Ernst Zahn.

I

Es war einmal in der guten Stadt Zürich eine alte und enge Gasse, die man die Spiegelgasse nannte, obgleich nicht einmal die liebe Sonne Raum hatte, sich an der grauen Häuser kahlen Wänden zu spiegeln. Während die eine Seite dieser kurzen Gasse kahl war, weil die dortigen Gebäude auf der daran stoßenden Mauer keine Fenster oder Türen hatten, lagen auf der anderen ein paar kleine Läden, der eines Wollhändlers, der eines Käse- und Butterverkäufers und der Bäcker- und Zuckerbäckerladen der Witwe Friederike Koller zum Tännli. Der Käseladen gab der Spiegelgasse das Aroma, das kleine Schaufenster des Wollkrämers hielt dann und wann mit seiner Ausstellung von gestrickten wollenen Schlüttelein und Häubchen und seinen Strängen von Wolle in den verschiedensten Farben eine Besucherin der Gasse einen Augenblick fest, und der Bäckerladen hatte seit alten Zeiten eine gewisse Berühmtheit, indem es hieß, daß man an seinem kleinen Schiebefenster das beste Kleinbrot der Stadt zu kaufen bekomme.

Nun wollte es ein lustiger Zufall, daß in jedem der drei Läden zu einer bestimmten Spätherbstzeit der Haussohn aus der Lehre kam und seine Tätigkeit im elterlichen Betriebe begann.

Der Wollhändler Georg Stadelmann, Konrad Graf, der älteste Sprosse des Butterverkäufers, und Hans Koller, der einzige Bub und Trost der freundlich umfänglichen Weckliwitwe, waren Schul- und Altersgenossen, hatten auch eine ungefähr gleichlange Lehr- und Wanderzeit bestanden und schickten sich nun an, ihren nächsten Verwandten und Vorgängern Arbeit und Geschäftsleiterbüden

zu erleichtern und, wie es so geht, ihren Übergang ins Altenteil vorzubereiten. Alle drei Söhne rückten trotz ihrer Jugend von 22 Jahren gleich nach ihrer Heimkehr in ein gewisses Ansehen und eine frühe Selbständigkeit, weil im Falle des Georg Stadelmann und des Hans Koller nur noch die Mutter an der Spitze der Familie stand, der Vater des Konrad Graf aber seit einem halben Jahre durch ein schweres Fußleiden an Bett oder Lehnstuhl gefesselt war. Die Jünglinge waren brave Menschen und besaßen jeder seine Vorzüge, so daß Georg, der größte, breitschultrigste von ihnen, an Figur und Art der Bewegungen zwar etwas Elefantenhaftes, nur zu Mächtiges, dafür aber, wie man allgemein annahm, von seiner reichen Mutter ansehnliche Erbaussichten hatte, der Käse-Konrad mit seinen blonden Ringelhaaren, den lustigen Augen und dem kleinen putzigen Schnauz- und Kinnbärtchen die Augen aller mannslustigen Frauzimmer auf sich zog und Hans Koller, freilich der unscheinbarste von den dreien, als kluger und findiger Kopf bekannt war.

Friedlich amtierten die drei Nachbarn und Freunde hinter ihren Ladenfenstern aus dem Herbst in den Winter hinüber, Konrad und Hans mit weißen Schürzen angetan, in Pantoffeln, die Hemdärmel aufgekrempt, der eine mehlbestäubt, der andere den Duft seines Gewerbes an Haut und Kleidern tragend, während der große Georg mit den glänzenden Schuhen, der feinen Hose und der schwarzen, gestrickten Wollweste in seinem Außern eine größere Sorgfalt zeigte. Des Abends pflegten alle drei sich regelmäßig in der Mülerei, einer Bierkeipe, die an der einen Gassenecke sich befand, zu einem Feierabendtrunk zusammenzufinden. Sie hatten da ihren bestimmten Ecktisch nahe der Tür und plauderten über einem Glas Bier von den kleinen Ereignissen ihres Tages, nicht zum wenigsten vom Gang ihrer Geschäfte und ihren Käufern, von denen die meisten sowohl des einen wie des anderen Kunden waren. Es lag auch in der Natur der Dinge, daß sie der weiblichen unter ihren Abnehmern mit besonderer Vorliebe gedachten, dieselben gleichsam in Gedanken noch einmal an ihren Tisch luden, sie gemeinsam und unter Lachen und Scherzen betrachteten und nach Belieben wieder gehen ließen.

Hans stand an solchen Abenden immer zuerst auf; denn er legte sich früh schlafen, da ihn sein Gewerbe bald nach Mitternacht wieder aus den Federn und an den Backtrog trieb. Einmal aber — es war in den letzten Novembertagen, und ein kalter Wind mahnte an nahende Schnee- und Weihnachtszeit — setzte er sich noch einmal zu den Kameraden an den Tisch, nachdem er ihnen schon Gute Nacht geboten und Anstalt gemacht hatte, sich heimzubegeben. Da fiel nämlich eine Bemerkung des Käse-Konrad, welche diesem selbst wie dem Georg Stadelmann mit merkwürdiger Gleichzeitigkeit ein Blutbächlein in die Backen leitete. Hans Koller, der ein bleiches und schmales Gesicht hatte, wechselte zwar nicht die Farbe, aber in seinen etwas schwermütigen braunen Augen war ein eigentümlicher Ausdruck von Spannung und Aufmerksamkeit, während er sich scheinbar gleichgültig an den Platz zurückbegab, von dem er sich erhoben hatte.

„Das ist doch ein verwendet schönes Mädchen, des Stadtsäckelmeisters Genovefa,“ hatte Konrad gesagt.

„Und eine Muntere,“ setzte Georg hinzu, „eine, die nicht aufs Maul gefallen ist.“

„Sie hat einen Stein im Brett bei der Frau Stadtsäckelmeister“, berichtete Konrad weiter. „Ich weiß es von der alten Köchin. Fast wie ein eigen Kind wird sie gehätschelt im Haus.“

Und Georg wußte: „Sie soll auch von guten Leuten sein, von Hütten drobem überm See.“

Hans Koller sagte nichts, sondern hörte nur zu und wendete in seinen Gedanken das flugs um und um, was die andern sprachen.

Die Vefa, die Magd der Frau Säckelmeister, war eine der beinahe täglichen Besucherinnen der Spiegelgasse und eine von denen, die bei jedem der drei Freunde kauften. Mit einem großen Deckelkorb kam sie immer angegangen. Und wenn er bis oben gefüllt war, so trug sie ihn gerade so leicht, als ob er leer sei. Noch jetzt im rauhen Spätherbst ging sie mit kurzen Ärmeln, und der Wind nahm



ihren runden, porzellan-glatten Armen nichts von ihrer weißen Appetitlichkeit. Dabei hatte sie mit ihrer Latzschürze und dem gefälleten, ins dunkle Haar gesteckten Häubchen jene Sauberkeit an sich, welche die Zürcher als „wie aus dem Trüchli“ bezeichneten. In dem runden weißen Gesicht trug sie ein Paar schöne, große braune Augen, in welche Hans, der Bäcker, mit den eigenen gleichfarbigen seit einiger Zeit ein wenig wohl tief geschaut hatte.

Mit aufgestützten Armen hörte dieser Hans weiter den Freunden zu, die fortfuhren, das Lob der Vefa zu singen, und so weit damit kamen, daß sie erklärten, das Mädchen wäre ein Nimm's und ein Bissen für einen heiratslustigen und ehefähigen jungen Mann, und dabei sich sehr wenig als Diplomaten zeigten; denn es war jedem von beiden wohl anzumerken, wie lüstern er selber nach dem Bissen war. Hans Kollers Blick wurde immer sinnender, und sein Schweigen und Staunen fiel den beiden andern zuletzt auf. Sie blickten ihn plötzlich verstummend an und brachen dann gleichzeitig in ein lautes Lachen aus:

„Ja — he, du —“ hänselten sie den Hans, „wie kommst du denn auf einmal wieder an den Tisch?“

Und Konrad Graf schlug mit der Hand klatschend auf sein Knie und sagte in plötzlicher Erleuchtung: „Haha, den hat sicher auch das Vefi, die Hexe, in der Schlinge.“

Hans Koller lächelte melancholisch und begann abzustreiten, daß er sich irgendwie für das Mädchen interessiere, erhob sich auch und verließ den Kreis nun wirklich; aber da die anderen nicht blind waren, so wußten alle drei von da an, daß sie sich, so erfreulich ihre Kameradschaft sein mochte, diesmal in einer Übereinstimmung befanden, die ihnen vielleicht auf die Dauer unbequem werden konnte.

## II

Hans Koller, der Bäcker, war in tiefer Bedrängnis. Sein Herz glich der Stadt, die in grauem, schwerem Nebel lag. Alltäglich um die Mittagszeit begann über dieser Stadt ein schönes Schauspiel, indem die Nebelschleier dünner und dünner wurden, ein Schein von Blau und Gold sie zu durchspinnen begann und endlich für eine kurze Weile, während freilich noch immer ein heimlicher Dunst die Luft erfüllte, der blaue Himmel in spärlicher Reinheit sichtbar wurde und die Sonne leise die Dächer vergoldete. Auch Hans Kollers Herz erfuhr je

einmal des Tages ein solches Aufhellen. Das war, wenn Stadtsäckelmeisters Vefa vor sein Ladenschiebfenster trat oder an diesem vorüberging. Häufig saß an diesem Fenster Hansens Mutter Friederike und reichte den Kunden draußen auf der Straße das Langbrot, die Weckli und die Süßigkeiten hinaus, aber die behäbige und freundliche Frau hatte mit mütterlichem Scharfblick schon seit geraumer Zeit erkannt, daß ihrem Hans in der Brust ein Feuer so groß, wie es im Backofen brannte, stand, und er konnte sich keinen bessern Wächter wünschen; denn Frau Friederike rief ihn unter irgendeinem Vorwand eilends aus der Backstube in den Vorderraum, sobald sie der Vefa ansichtig wurde. Ihr rundes wohlwollendes Gesicht hellte sich dabei in einem halben wissenden Lächeln auf, ohne daß sie sich durch anzügliche Bemerkungen voreilig in des Sohnes Herzensgeheimnisse gedrängt hätte.

Nun wollte es aber Hans Koller scheinen, als zeige Vefa, während sie sonst gern zu einem kleinen Schwatz bei ihm stehengeblieben war und mit ihren hellen Augen in den dunkeln Laden hineingeleuchtet hatte, seit einiger Zeit etwas Zerstreutes in ihrem Wesen. Er meinte zu bemerken, daß sie, während sie mit ihm geschäftete, mehr nach dem Butterladen des schönen Konrad hinunterschiele als zu ihm herein. Auch dünkte es ihn immer eine Ewigkeit, bis das Mädchen wieder aus dem Laden des reichen Georg Stadelmann kam. Ja er glaubte darauf schwören zu können, daß sie auf einmal weniger bei ihm kaufe und dafür merkwürdig oft bei den beiden Kameraden zu tun habe, und einmal sah er deutlich, wie ein tiefes Rot in ihren anmutvollen Zügen stand, während sie sich mit vielen neckischen Worten von dem unter seiner Tür stehenden Konrad Graf verabschiedete. Ob es nun nur Eifersucht war, welche ihm allerlei schlimmen Verdacht in die Seele goß und ihm die Dinge schädlicher zeigte, als sie in Wirklichkeit waren, oder ob in der Tat Vefa ihn um der beiden andern willen zu übersehen begann, das wäre noch nicht leicht zu entscheiden gewesen. Jedenfalls aber war in ihm Nebel und Dürsterkeit, und es fiel in sein Herz immer nur so lange ein Lichtstrahl, als er Vefa von ferne oder als Kundin bei ihm erscheinen sah. Allmählich wurden diese Zeiten der Seelenhelligkeit kürzer und kürzer, und bald versank Hans Koller so tief in Grübeln und Fürchten, daß seine ohnehin blassen Züge ein krankes Aussehen bekamen und die Mutter mit rechter Sorge auf ihn zu blicken begann.

(Fortsetzung folgt.)



### Französische Partie.

Gespielt Petersburg 1914.

Weiß: Niemzowitsch

1. e2 — e4
2. d2 — d4
3. Sb1 — c3
4. e4 × d5
5. Sg1 — f3
6. Sc3 × d5 !
7. Lc1 — e3
8. Sf3 × d4
9. Lf1 — e2

Schwarz: Alapin

1. e7 — e6
1. d7 — d5
3. Sg8 — f6
4. Sf6 × d5
5. c7 — c5 ?
6. Dd8 × d5
7. e5 × d4
8. a7 — a6
9. Dd5 × g2

10. Le2 — f3
11. Dd1 — d2
12. 0 — 0 — 0 !
13. Le3 × d4
14. Ld4 — f6 !!
15. Th1 — e1 +
16. Lf3 × c6 +
17. Dd2 — d8 +
18. Te1 — e8 mat.

10. Dg2 — g6
11. e6 — e5
12. e5 × d4
13. Sb8 — c6
14. Dg6 × f6
15. Lf8 — e7
16. Ke8 — f8
17. Le7 × d8

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“:  
Professor Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant Sticks, Bern, Thunstraße 23.





**GEBR.  
LOEB  
SÖHNE**

# BERNS Größtes Warenhaus

Sie finden: Die reichste Auswahl  
Die billigsten Preise

INTERNIERTEN GEWÄHREN WIR PREISERMÄSSIGUNG

## Lehrer

für Handelsfächer an die Deutsche Internierten-Handelskurse in Chur sofort gesucht.  
Meldungen an den Regionalunterrichtschef **Prof. Söhner, Luzern, Rätusstr. 229.**

### DANKSAGUNG.

Beim Hinscheiden unseres geliebten Sohnes

Soldat

**WILHELM LANGE**

Reserve-Infanterie-Regiment 242/10

sind uns von seiten der Herren Offiziere und allen Kameraden so viele Beweise der Teilnahme durch prächtige Kranzspenden und erhebende Worte zuteil geworden, daß es uns drängt, allen hiermit nochmals herzlich zu danken.

Guido Lange und Frau  
Groß-Salze bei Magdeburg.

### Deutsche Internierten- Druckerei in Bern

Belpstraße 77



Tel. Nr. 5419

Bei vorkommenden Drucksachen, die nur die Internierten angehen, wie:

**Einladungs- und Eintrittskarten**  
**.. Programms für Konzerte ..**  
**und Vorträge, Formulare usw.**

bitten wir, sich gefl. an uns zu wenden

## B. Meidinger & Cie., Maschinenfabrik, Basel

### Zentrifugal-Ventilatoren

für alle Bedürfnisse der Industrie, für Hoch-, Mittel- und Niederdruck.

### Elektromotoren und Dynamos

## ELCHINA Vorzügliches Chinapräparat

nach Dr. Scarpattelli und  
Dr. A. Hausmann.

stärkt und beruhigt die Nerven

Hebt den Appetit und die Verdauung

Erhöht die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit.

Flasche à Fr. 2.50 in den Apotheken. Hauptdepôts: St. Gallen: Heelapotheke; Zürich: Uraniaapotheke; Davos-Platz und Dort: Apotheken Hausmann.